Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung.

Mit der illustrierten Beilage „Die Neue Welt" und einer wöchentlichen Unterhaltungsbeilage.

Der „Lübecker Volksbote" erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2.00 Mark, monatlich 70 Pfennig.

Redaktion u. Geschäftsstelle: Johannisstraße Nr. 46.

Fernsprecher: Nr. 926.

Die Anzeigengebühr beträgt für die fünfgespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 30 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, i der Expedition abgegeben werden.

Nr. 97. Montag, den 27. April 1914. 21. Jahrg.

Hierzu eine Beilage.

Fabrikanten für den Zukunftsstaat.

Eine deutsche Industrie hat am 21. April den Uebergang zum „sozialistischen Zukunftsstaat" beschlossen!

Während die Masse der deutschen Industriekapitalisten die Sozialdemokratie als eine Feindin des Privateigentums bekämpft, hat der Verein deutscher Zündholzfabrikanten den Beschluß gefaßt, die Ueberführung der in der Zündholzindustrie vorhandenen Produktionsmittel in den Besitz der Allgemeinheit, die Einführung eines Reichs-Zündholzmonopols, selber bei der Regierung und beim Reichstag zu beantragen.

Dieser Beschluß, der als Kuriosum in der deutschen Wirtschaftsgeschichte seinen dauernden Platz beansprucht, ist selbstverständlich nicht aus Selbstlosigkeit und nicht aus Begeisterung für die sozialistische Theorie gefaßt worden. Es handelt sich für die Zündholzfabrikanten um keine wirtschaftstheoretische Prinzipienerklärung, sondern um eine verdammt praktische Maßnahme, durch die — auf dem Wege der Entschädigung — etwas aus dem Zusammenbruch gerettet werden soll, der dieser Industrie durch die konservativ-klerikale Finanzreform von 1909 bereitet worden ist.

Die Zündholzsteuer von 1909, die das Päckchen von 30 Hölzern mit 1 Pfennig Steuer belastete und für die übrigen Zündwaren entsprechende Sätze einführte, hat, wie von ihren Gegnern vorausgesagt wurde, einen starken Rückgang des Verbrauchs zur Folge gehabt. Um die bestehenden Fabriken vor neuer Konkurrenz und gegenseitiger Unterbietung zu schützen, wurde gleichzeitig beschlossen, daß neue Fabriken für ihre ganze Produktion, alte für ihre Mehrerzeugnisse über den 3jährigen Produktionsdurchschnitt hinaus eine um 20 Prozent höhere Steuer zu entrichten hätten. Es wurde ein Verkaufssyndikat eingerichtet und die Produktion kontingentiert. Auf diese Weise gelang es zwar, die Preise in die Höhe zu treiben, aber natürlich nicht, den Rückgang des Verbrauchs aufzuhalten. Das Publikum wurde mit der Verwendung von Zündhölzchen sparsamer, und auf der andern Seite nahm die Produktion der steuerfreien Zündholzersatzmittel einen rapiden Aufschwung.

Die Quoten der Gesamterzeugung, die auf die einzelnen Fabriken entfielen, mußten infolgedessen wiederholt zurückgesetzt werden, und in der Versammlung der Fabrikanten am 21. April kündigte der stellvertretende Vorsitzende Hoffmann an, daß im nächsten Jahr eine weitere Herabsetzung um 30 bis 35 Prozent notwendig werden würde. Unter diesen Umständen bleibe der Industrie nichts andres übrig, als den aufreibenden Kampf um ihre Existenz als aussichtslos aufzugeben, ihre Fabriken dem Reiche zur Verfügung zu stellen und zu fordern, daß der Staat den Betrieb übernimmt.

Natürlich wollen die Fabrikanten für die Aufgabe ihres Geschäfts entschädigt werden. Hoffmann meint, daß der Ertrag der Zündholzsteuer in zwei Jahren — 35 bis 40 Millionen Mark — ausreichen werde, um die Verstaatlichung durchzuführen. Danach würden die im Reiche bestehenden 74 Zündholzfabriken immer noch jede durchschnittlich auf eine halbe Million Mark zu bewerten sein. Es wird Sache der näheren Verhandlungen sein, zu untersuchen, ob diese Summe nicht noch viel zu hoch gegriffen ist. Im Prinzip aber wird eine Industrie, die selber um ihre Verstaatlichung petitioniert, zum mindesten auf der äußersten Linken des Reichstags weitgehendes Verständnis finden.

Selbstverständlich wird in diesem Zusammenhang auch die Frage der Arbeiterentschädigung, neben der Entschädigung der Kapitalisten, zu erörtern und in positivem Sinne zu erledigen sein. Bekanntlich ist es der im Jahre 1909 noch schwachen sozialdemokratischen Reichstagsfraktion zwar gelungen, für die durch die Steuerreform arbeitslos gewordenen Tabakarbeiter eine geringe Entschädigung herauszuschlagen: die Zündholzarbeiter sind aber damals leer ausgegangen. Sie haben mit Arbeitslosigkeit, Feierschichten, Lohnherabsetzungen die schwarzblaue Finanzreform bezahlen müssen, ohne daß ihnen auch nur ein Pfennig rückvergütet wurde. Gegen die Entschädigung, die von den Sozialdemokraten beantragt worden war, stimmte damals neben den Gruppen der Rechten auch das „christliche" Zentrum! Bei der Einführung des Monopols müßte dieses an den Aermsten der Armen begangene Unrecht wieder gutgemacht werden. Da aber durch die Konzentration des Betrieb zweifellos abermals Arbeitskräfte überflüssig werden würden, wären recht bedeutende Summen notwendig, um den Arbeitern für den Entgang ihrer Arbeitsgelegenheit Ersatz zu leisten.

Läßt sich die Erzeugung durch Konzentration der Betriebe zweifellos verbilligen, so wird sie auf der andern Seite doch wiederum durch die Erfüllung berechtigter Arbeiterforderungen verteuert werden. Das Reich kann nicht 13-Mark-Wochenlöhne zahlen, wie sie in den letzten Jahren in der Zündholzfabrikation im Schwange gewesen sind, es muß seine Betriebe in jeder Beziehung zu Musterbetrieben gestalten. Die sozialdemokratische Fraktion kann selbstverständlich für das Monopol nur dann stimmen, wenn in dieser Beziehung, ganz besonders auch in bezug auf das Koalitionsrecht, ausreichende Garantien gegeben sind. Alles das und noch manches andere wird berücksichtigt werden müssen, wenn die Summe festgesetzt werden soll, die zur Entschädigung der Unternehmer zur Verfügung steht.

Aber all das sind spätere Sorgen. Was uns für heute interessiert, ist vor allem die Tatsache, daß eine Industrie selber um ihre Verstaatlichung petitioniert, weil sie durch die Gesetzgebung unrentabel gemacht worden ist. Wir stellen fest, daß dies durch eine Gesetzgebung geschehen ist, die von den berufensten Stützen der bestehendn Staats- und Gesellschaftsordnung gemacht, von der Sozialdemokratie aber entschieden bekämpft wurde. Die Bedeutung des Falles liegt nun darin, daß er zeigt, welche gewaltige Macht die Gesetzgebung auf die Wirtschaft auszuüben imstande ist, und wie sie auf die verschiedenste Weise expropriatorisch, eigentumzerstörend wirkt.

Die Expropriation erscheint hier als ungewollte, wenn auch von der Sozialdemokratie vorausgesehene Nebenwirkung. Daß sie auch als gewollte, von vornherein beabsichtigte Hauptwirkung eintreten kann, bedarf keines näheren Beweises. Was heute die kleine Zündholzindustrie erleidet, das könnte eines Tages auch der riesenhaften Montanindustrie und jeder andern Industrie passieren. Die Rente existiert nur durch die Arbeit der Allgemeinheit und durch die Gesetzgebung der Allgemeinheit. So ist — um dem Beispiel ein Gegenbeispiel zuzugesellen — durch die Zollgesetzgebung die Grundrente gewaltig gesteigert, der Wert der in der Landwirtschaft investierten Vermögen um Milliarden und aber Milliarden erhöht worden. Umgekehrt sehen wir, wie in der Zündholzindustrie durch die Steuergesetzgebung die Rente so weit zum Schrumpfen gebracht wurde, daß die Kapitalisten jetzt selber nach dem Staatsmonopol rufen.

So hat der schwarz-blaue Block, indem er ein miserables Gesetz machte doch wieder ausgezeichnete grundsätzliche Aufklärungsarbeit im Sinne der Sozialdemokratie geleistet.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Aus dem preußischen Landtag.

Im preußischen Abgeordnetenhaus wurde am Sonnabend die erste Lesung der Kleinbahnvorlage beendet und der Entwurf der Budgetkommission überwiesen. An der Debatte beteiligte sich u. a. auch Genosse Haenisch, der für bessere Bahnverbindungen auf Rügen, im Norden Berlins und im Industriebezirk Rheinland-Westfalen eintrat. — Der außerdem noch auf der Tagesordnung stehende Nachtragsetat, der drei Millionen als erste Rate zum Erwerb eines Grundstücks für einen Garten des Abgeordnetenhauses und einen Bauplatz für das Finanzministerium fordert, wurde von der Tagesordnung abgesetzt, da die Sozialdemokraten sich dem Wunsche der bürgerlichen Parteien, ihn ohne Beratung der Budgetkommission zu überweisen, nicht fügen konnten. — Am Montag beginnt die zweite Lesung des Kultusetats.

Der Exgouverneur v. Rechenberg als Reichstagsabgeordneter.

Bei einer Reichstagsnachwahl im 6. Königsberger Reichstagswahlkreis Braunsberg-Heilsberg ist am Freitag der frühere Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, Freiherr v. Rechenberg, als Vertreter des Zentrums in den Reichstag gewählt worden. Braunsberg—Heilsberg ist ein ganz sicherer Zentrumskreis. Bei der Hauptwahl im Jahre 1912 konnte sich das Zentrum sogar den Luxus einer Doppelkandidatur leisten. Es erhielt damals Dr. Preuß 13 986 Stimmen, ein zweiter Zentrumskandidat 1261 Stimmen, während auf den sozialdemokratischen nur rund 400 und auf einen freisinnigen 173 entfielen. Bei der jetzigen, durch den Tod des Dr. Preuß notwendig gewordenen Nachwahl hat nun Freiherr v. Rechenberg 15 000 Stimmen erhalten, auf den sozialdemokratischen Kandidaten kamen etwas über 200 Stimmen.

Der Reichstag zählt nun wieder einen früheren Gouverneur aus den Kolonien zu seinen Mitgliedern. Bisher war der durchgefallene Reichsparteiler General Liebert der einzige „Kolonialpraktiker", der allerdings als solcher im Reichstag wenig Seide gesponnen hat. Das Zentrum hat sich schon immer bemüht, einen Kolonialbeamten in die Fraktion zu bekommen; es verhandelte seinerzeit ernsthaft mit dem früheren Gouverneur Leutwein wegen einer Kandidatur in einem badischen Wahlkreis, die Verhandlungen zerschlugen sich aber, da die Liberalen, deren Hilfe zu einer Wahl notwendig gewesen wäre, nicht mitmachten. Von der Wahl Rechenbergs verspricht sich das Zentrum offenbar in Kolonialfragen mancherlei Hilfe gegen die Regierung und ihm unbequeme Personen. Die Enthüllungsaktion gegen den früheren Schutztruppenkommandeur in Ostafrika, v. Schleinitz, setzte dann bereits vor der Wahl Rechenbergs in der „Germania" ein. Nach dieser Richtung scheint das Zentrum also auf seine Rechnung zu kommen, vielleicht aber stellt das kuhhandelnde Zentrum in allgemeinen Kolonialfragen Rechenberg ebenso rasch kalt, wie den Zentrumsgeneral Häusler, der ihm in Militärfragen mehr als einmal unbequem wurde.

Angst vor den Landtagen.

Die „Berliner Volkszeitung" macht einige interessante Angaben über das Zustandekommen der neuen Vorschriften über den Waffengebrauch des Militärs. Das Blatt schreibt:

„Eine gemeinsame Vorschrift für das ganze Deutsche Reich ist, wie wir hören, erstrebt worden, aber man hat davon abgesehen, um den Landtagen in Bayern, Sachsen und Württemberg nicht Anlaß zu erregten Auseinandersetzungen zu geben. In der Sache herrscht zwischen Preußen und den anderen Bundesstaaten Einvernehmen. Wie das Militär bei inneren Unruhen die Waffen gebrauchen soll, darüber haben sich die Militärs im deutschen Süden mit denen im deutschen Norden leicht verständigt. Um aber langwierigen parlamentarischen Verhandlungen aus dem Wege zu gehen, ist auf die gemeinsame Form verzichtet worden."

Die neue Verordnung ist ein offenbarer Verstoß gegen die Verfassung. Eine Frage von solcher Bedeutung, die nach den verschiedensten Richtungen hin die Interessen der Zivilbevölkerung berührt, auf die sich die Kommandogewalt des Kaisers nicht erstreckt, kann nicht durch eine einfache Verordnung geregelt werden. Hier müßte der Weg der Gesetzgebung beschritten werden, und es ist bezeichnend, daß man da in der Hauptsache die Kritik jener Landtage befürchtete, in denen die Sozialdemokratie stark vertreten ist.

Mit Gott für König und Vaterland.

Die Konservativen und die Frömmler hielten es für nötig, ihren gesunkenen Kredit durch eine Vorstellung im Zirkus Busch wieder einmal zu beheben. Es war angekündigt worden, daß am Sonntag mittag 12 Uhr im Zirkus Busch zu Berlin von drei konservativ-christlichen Rednern die „Kreuzzeitungsparole „Mit Gott für König und Vaterland" verteidigt werden sollte.

Der Zirkus Busch faßt ungefähr 5000 Personen. Wenn er voll geworden wäre, konnten die Konservativen einen doppelten Erfolg buchen, denn sie hatten ein Eintrittsgeld von 20 Pfg., für die Logen 1 Mk. angesetzt, hätten sonach einen hübschen klingenden Gewinn und die Reklame einer gelungenen Versammlung obendrein für sich gehabt. Aber das Gott erbarm. Es waren in dem weiten, weiten Zirkusraum ganze 600 Personen, die mit Gott für König und Vaterland unter der Führung des Pfarrers Phillipps, des Grafen Westarp und des christlichen Arbeitersekretärs Behrens kämpfen wollten. Vielleicht auch noch nicht einmal kämpfen wollten, denn mitten in der auf eine Stunde Dauer angesetzten Versammlung riß auch noch ein guter Teil aus. Es waren zu abgedroschene Phrasen, die ihnen den Geschmack an dem schönen Sonntag mittag verdarben. Der Pfarrer Philipps wetterte gegen Kirchenaustritt und Geburtenrückgang und predigte Gottvertrauen. Graf Westarp, dem die Verteidigung des Königs zugefallen war, feierte die Hohenzollern und predigte schärfsten Kampf gegen alle Demokraten und Sozialdemokraten, die die Republik im Herzen tragen. Und Behrens haspelte sein Pensum, das Vaterland zu verherrlichen, schlecht und recht im Schweiße seines Angesichts herunter, vermochte sich aber auch nicht über den allerseichtesten Phrasenkohl zu erheben. Und dafür mußten die Leute noch 20 Pfg. Eintrittsgeld bezahlen.

Heimatschutz in Sachsen.

In Sachsen besteht seit einigen Jahren ein Gesetz gegen Verunstaltung von Stadt und Land. Es bezweckt, die Verschandelung schöner Gegenden und Ortsbilder durch unschöne Reklame und rücksichtslose Profitmacherei im Bauwesen zu verhindern oder doch einzuschränken. Ein Verein für Heimatschutz sucht diese Bestrebungen nach Möglichkeit zu fördern. Gewisse Unternehmer, die dadurch in ihren Spekulationsgelüsten etwas gehemmt

werden, suchen mit allen möglichen Mitteln gegen das Gesetz und seine Wirkung anzukämpfen. Die fortschrittliche Fraktion in der Zweiten Kammer des Landtags machte sich durch eine Interpellation zum Sprachrohr der profitwütigen Gegner dieses Gesetzes. Die Interpellation entfesselte jetzt in einer Kammersitzung eine sehr lebhafte Debatte. Die meisten Redner, auch die sozialdemokratischen, verteidigten aber die Tendenz des Heimatschutzes; wenn auch hier und da Uebertreibungen vorgekommen sein mögen, im großen und ganzen habe das Gesetz und der genannte Verein sehr gut gewirkt, wie auch in einer langen Rede des Ministers des Innern dargetan wurde. Die Regierung wurde auf Grund einer Petition ferner ersucht, für größeren Schutz der sächsischen Schweiz einzutreten, der durch Abbau des Sandsteins große Gefahren der Verunstaltung drohen.

In derselben Sitzung wurde auch noch über das Etatskapitel Armen-Krankenpflege und öffentliche Wohlfahrten verhandelt. Auf Anregung von sozialdemokratischer Seite wurde u. a. beschlossen, daß die Regierung Erörterungen über die Notwendigkeit der staatlichen Förderung der Speisung bedürftiger Schulkinder anstellen und näheres über die Kosten ermitteln solle. Ein positiver Beschluß des Verlangens war bei den bürgerlichen Parteien leider nicht zu erreichen. Die Angelegenheit wird aber doch in Fluß gebracht.

Nur Höflichkeitsbesuch, keine Rüstungsagitationsreise.

Die offiziösen „Berliner Politischen Nachrichten" bringen in hervorgehobenem Druck folgendes Dementi:

„Die Feststellung, daß Anlaß und Zweck der Rundreise des Staatssekretärs des Reichsschatzamts die Abstattung von Höflichkeitsbesuchen war, die wegen der unausgesetzten dienstlichen Inanspruchnahme des Chefs der Reichsfinanzverwaltung bisher hatten unterbleiben müssen, wird in einem Leitartikel der „Vossischen Zeitung" vom 24. d. M. für eine Behauptung erklärt, „die nirgends Glauben gefunden habe". Diese Erklärung ist ebenso hinfällig und nichtig wie der ganze übrige Inhalt des Artikels, der mit seiner Umschreibung einer Stuttgarter Meldung desselben Blattes, wonach der Reichsschatzsekretär an den süddeutschen Höfen für neue Reichsprojekte habe Stimmung machen wollen, jeder tatsächlichen Unterlage entbehrt. Insbesondere ist in allem, was aus dem im „Tag" veröffentlichten Artikel des Präsidenten der Posener Oberzolldirektion Carthaus gefolgert wird, von durchaus haltlosen und in keiner Weise zutreffenden Voraussetzungen ausgegangen. Der Artikel des Präsidenten Carthaus ist, wie hiermit von zuständiger Stelle erklärt wird, eine reine Privatarbeit, der die Reichsfinanzverwaltung völlig fernsteht. Jeder Zweifel, daß es sich bei der Rundreise des Staatssekretärs des Reichsschatzamtes an den süddeutschen Höfen um etwas anderes als um die Abstattung der üblichen Höflichkeitsbesuche gehandelt haben könnte, ist damit hoffentlich endgültig beseitigt.

Das Dementi beschäftigt sich nur mit der Reise des Schatzsekretärs Kühn und mit den Rüstungstreibereien des strebsamen Posener Zolldirektors. Die sehr sicher auftretende Meldung aber von neuen Marinerüstungen, die Milliarden beanspruchen sollen, wird mit keinem Wort erwähnt. Selbst wenn aber auch nach dieser Richtung hin ein Dementi erfolgte, würde man bei den bekannten früheren Vorgängen darauf nicht viel zu geben haben.

Zum Regierungs-Konflikt in Koburg-Gotha.

Im Anschluß an die Ministerkrisis im Herzogtum Koburg und Gotha haben der Hofkammerpräsident von Bassewitz, dem der Herzog bei der Audienz in Monsummano das Prädikat Exzellenz verliehen hatte, und der Justitiar der Hofkammer Dr. Zeiß ebenfalls ihre Entlassung eingereicht.

Schweden.

Das Ergebnis der Wahlen. Die Wahlergebnisse liegen jetzt endgültig festgestellt vor. Sie bestätigen den großen Aufschwung der Konservativen und der Sozialdemokraten, während die Liberalen 30 Mandate verloren haben und ihre Stimmenzahl nur unbedeutend vermehren konnten. An Stimmen haben, verglichen mit der Wahl von 1911, erhalten:

	1911	1914	Zunahme
Konservative	188 691	286 320	97 629
Liberale	242 795	245 040	2 245
Sozialdemokraten	172 196	229 176	56 380

Insgesamt sind aber abgegeben 760 536 gültige Stimmen gegen 603 682 im Jahre 1911. Die Konservativen sind durch die Russenfurcht die größte Partei geworden, sie vertreten jetzt 37,65 Proz. der Wahlberechtigten, während die Liberalen 32,22 Proz. und die Sozialdemokratie 30,13 Proz. vertreten. Unsere Partei ist aber in nicht weniger als 23 der 56 Wahlkreise die stärkste Partei geworden, während sie bei der vorigen Wahl nur in 13 Kreisen diese Stellung inne hatte. Das Ergebnis der Mandatsverteilung ist folgendes: Konservative 86 Mandate (bisher 65), Liberale 71 (101) und Sozialdemokraten 73 (64). Unsere Partei hat 13 neue Mandate gewonnen, darunter 12 von den Liberalen und 1 von den Konservativen. Sie hat aber an die Konservativen 4 Mandate verloren, sodaß der effektive Gewinn nur 9 Mandate beträgt. Die Proportionalwahl hat dieses Mal unsere Partei besonders begünstigt, indem sie 1 Mandat auf je 3139 Wahlmänner bekommen hat, während die Konservativen 1 Mandat auf 3329 und die Liberalen auf 3451 Wähler erhielten. Wäre das ganze Land ein Wahlkreis gewesen, hätten wir nur Anspruch auf 70 Mandate gehabt, die Liberalen auf 74. Die Neuwahlen haben eine konservative Mehrheit weder in der Zweiten Kammer, noch für die gemeinsamen Abstimmungen der beiden Kammern gebracht. Zur Mehrheit der Zweiten Kammer fehlen ihnen 30 Mandate und in den gemeinsamen Abstimmungen etwa 20 bis 25. Noch ungünstiger sieht es aus, wenn man die Stimmenzahlen der beiden linken Parteien mit den ihrigen vergleicht. Es haben nämlich rund 475 000 Wähler für die Linke gestimmt gegen 285 000 für die Rechte. Die überwiegende Mehrheit der Wähler hat sich also für die Politik der Linken ausgesprochen und gegen die Politik der Hofkamarilla und der Konservativen. — Die Verluste der Liberalen erstrecken sich auf den rechten Flügel, der eigentlich immer nur eine im liberalen Gewand konservative Richtung war. Diese Reinigung wäre auch zu erwarten gewesen, wenn nicht zufällig die Rüstungsfrage, sondern eine große demokratische Frage Gegenstand des Wahlkampfes gewesen wäre. Die Kammer soll erst am 18. Mai zusammentreten. Die neue Lage in der Kammer läßt sich noch nicht übersehen. Die Konservativen suchen die Gunst der Liberalen, bisher allerdings ohne sichteren Erfolg. Das führende liberale Blatt lehnt jede Kombination mit einer liberalen Regierung ab.

Frankreich.

Die Wahlen, die gestern stattfanden, sind ruhig verlaufen. Nur in Marseille wurde Senator Boyer, der für die unabhängigen Sozialisten kandidiert, auf der Straße überfallen und durch einen Revolverschuß am Arm verwundet.

Nach dem bisher bekannten Ergebnis der Parlamentswahlen ist in der Stärke der einzelnen Parteien keine erhebliche Veränderung zu erwarten. Als sicher kann man annehmen, daß alle Bemühungen, an der dreijährigen Dienstzeit zu rütteln, vergeblich sein werden.

Gewählt sind Caillaux, Barthou, Briand, Admiral Bienaimé, Cochin, Barrès. Von den Anhängern Barthous und Briands kommen sehr viele in die Stichwahl, in Paris auch die Mehrzahl der sozialistischen Kandidaten.

Weitere Wahlresultate aus Paris besagen, daß der erste große Sieg, der gestern abend gemeldet wurde, ein sozialistischer war. Im dritten Wahlkreise des 17. Pariser Arrondissements siegte der Sozialist Prunnet über den bisherigen Progressisten Ernest Roche. Der bekannte sozialdemokratische Deputierte Groussier, der Hauptförderer der Wahlreform, ist mit beträchtlicher Mehrheit wiedergewählt, ebenso der Sozialist Lanche. Millerand siegte mit 6243 gegen 4256 Stimmen. Genosse Jaures wurde mit 1800 Stimmen wiedergewählt, ebenso Guesde. Von anderen Wahlresultaten ist zu melden: Die sozialistischen Deputierten Thomas, Bracke und Bouissin sind in ziemlich günstigen Stichwahlen, der Sozialist Marcel Sembat ist mit großer Mehrheit gewählt.

Kurz vor Redaktionsschluß erhalten wir über Berlin aus Paris die Nachricht, daß die Sozialdemokraten, als ausgesprochene Gegner der 3jährigen Dienstzeit, einen glänzenden Sieg errungen haben. Unser Stimmenzuwachs gegen 1910 beträgt ½ Million Stimmen. Im ersten Wahlgang holten wir 34 Sitze, davon sind 4 neue. Ein Mandat haben wir verloren. 1910 hatten wir im ersten Wahlgang 26 Sitze. Im Seine-Departement entfielen 34 Proz. der abgegebenen Stimmen auf uns. Zum ersten Male wurde Jaures im ersten Wahlgang gewählt. Eine Reihe Genossen stehen in sicherer Stichwahl. Die Ministerkandidaten wurden sämtlich wiedergewählt. Eine große Menschenmenge wogte gestern in den Straßen von Paris und begrüßte die sozialistischen Siege mit stürmischem Jubel und dem Singen der Internationale. Das Gesamtbild der gestrigen Wahl läßt sich kurz dahin zusammenfassen: Erhebliche Zunahme der sozialistischen Stimmen, Niederlage der Radikalen. Die Hoffnung der Nationalisten, daß sich die Wähler in überwiegendem Maße für die dreijährige Dienstzeit aussprechen würden, ist nicht in Erfüllung gegangen.

Finnland.

Gegen die Russifizierung. Der Landtag nahm den Entwurf einer Petition an den Zaren an, die auf 40 Druckseiten Wünsche des Landtags hinsichtlich des Gebrauchs der russischen Sprache im Amtsverkehr, Wahrung des freien Wortes und des Vereins- und Versammlungsrechtes zum Ausdruck bringt. Weiter wünscht die Petition persönliche Unantastbarkeit und Beobachtung der Grundgesetze bei der Besetzung von Staatsposten, Beseitigung zugelassener Abweichungen vom Finnischen Gesetze sowie Wiedereinsetzung der wegen Widerstandes gegen das Gleichberechtigungsgesetz bestraften finnischen Bürger in ihre gesetzmäßigen Rechte.

Der amerikanisch-mexikanische Krieg.

Die amerikanische und europäische Sensationspresse hat wieder einmal gut Wetter. Infolge der eigenartigen Situation auf dem mexikanischen Kriegstheater kann jeder findige Berichterstatter die fettesten Enten aufflattern lassen, ohne eine Kontrolle seiner Wahrheitsliebe befürchten zu müssen. Und so liest man denn von „mexikanischer Offensive" gegen Amerika, von großen Schlachten, von Armeen, die Huerta auf der einen und das amerikanische Kriegsdepartement auf der anderen Seite aus der Erde stampfen und dergleichen mehr.

In Wirklichkeit haben die Amerikaner gerade genug zu tun, wenn sie sich mit ihren gegenwärtigen Streitkräften in Veracruz halten wollen. Die paar tausend Mann der Landarmee, die jetzt nach Veracruz gehen, können für einen Vorstoß auf die Hauptstadt Mexiko gar nicht in Betracht kommen. Und auch die Schießereien an der Grenze von Texas sind nicht weiter ernst zu nehmen. Hüben wie drüben stehen hier so wenig Truppen daß irgendwelche, den Gang des Krieges entscheidende Kämpfe vorläufig nicht stattfinden können.

Die mexikanischen Rebellenführer scheinen jetzt im geheimen mit amerikanischen Agenten zu unterhandeln, ob sie sich auf den Boden des Kriegszustandes gegen Huerta stellen sollen. Bei diesen Verhandlungen wird sicherlich der Dollar eine wichtigere Rolle spielen als Flinten und Kanonen.

Angesichts der gegenwärtigen Situation dürfte es den amerikanischen Herren sehr angenehm sein, daß die Bevollmächtigten Brasiliens, Argentiniens und Chiles der Vereinigten Staaten ihre freundschaftliche Vermittlung im Konflikt mit Mexiko angeboten haben. Dieses **Angebot** ist vom Präsidenten Wilson **angenommen** worden. Wir verzeichnen folgende Meldungen:

In einer Note, die Staatssekretär Bryan dem mexikanischen Insurgentenführer Carranza übermittelte, erklärte Bryan, die Vereinigten Staaten würden ihre Streitkräfte aus Mexiko zurückrufen, sobald sie Genugtuung erhielten. Falls Carranza gegen die Vereinigten Staaten eine feindliche Haltung einnähme, würde er ganz Mexiko in einen Krieg stürzen. Huertas Macht würde fortbestehen, und die Sache der Insurgenten würde verloren sein.

Admiral Fletcher teilt mit, bei Veracruz seien insgesamt siebzehn Amerikaner getötet und siebzig verwundet worden. Das sind mehr, als die Amerikaner während des ganzen spanischen Krieges an Mannschaften verloren haben. Während der kriegerischen Unternehmungen auf Manila und Kuba betrugen die Verluste der Amerikaner 16 Tote und 68 Verwundete.

Nach einer Meldung des „New York Herald" aus Veracruz fanden die Amerikaner in den Trümmern der Kaserne und der Marineschule, die von den Kriegsschiffen beschossen worden waren, die Leichen von 64 mexikanischen Soldaten. Die bisher festgestellte Gesamtzahl der bei dem Bombardement von Veracruz gefallenen Mexikaner beträgt 182.

Nach einer anderen Depesche desselben Blattes wurden durch die von den mexikanischen Truppen auf Laredo abgefeuerten Kanonenschüsse drei Amerikaner getötet. Die Kugeln der amerikanischen Grenzpatrouille, welche den Angriff erwiderte, töteten etwa zehn Mexikaner.

Die Zeitung „El Dictamen" meldet, daß in der Stadt Mexiko drei Amerikaner vom Pöbel von Straßenbahnwagen heruntergerissen und auf der Straße getötet worden seien. Ein vierter Amerikaner sei im Gebäude des Christlichen Vereins junger Männer von Mitgliedern eines Fußballklubs, dem er angehörte, ermordet worden. Die Meldung entbehrt der Bestätigung.

Staatssekretär Bryan hat dem englischen Botschafter Springrice mitgeteilt, daß in Orizaba ein Engländer und neunzehn Amerikaner verhaftet worden seien. Bryan stellt in Abrede, daß die Gefangenen hingerichtet worden seien; das brasilianische Konsulat in Orizaba sei gebeten worden, sich um die Freilassung der Verhafteten zu bemühen.

Der japanische Ministerpräsident läßt erklären, daß Japan keinerlei Absicht habe, die mexikanischen Verwicklungen gegen die Vereinigten Staaten auszunutzen.

Aus Lübeck und Nachbargebieten.

Montag, 27. April.

Auf zur Maifeier!

Die Auslosung der Gewerkschaften und Vereine für die Aufstellung des Festzuges auf dem alten Bahndamm hat nachstehende Reihenfolge ergeben:

1. Zug.
Zugführer: W. Bromme.
Arbeiter-Radfahrer.
Musik.
1. Sozialdemokratischer Verein.
2. Ortsgruppe Trems-Vorwerk.
3. Ortsgruppe Moisling.
4. Chorverein.
5. Lithographen und Steindrucker.
6. Tapezierer.
7. Fabrikarbeiter.
8. Steinsetzer.
9. Tabakarbeiter.
10. Bäcker.

2. Zug.
Zugführer: August Rockstien.
11. Transportarbeiter.
12. Handlungsgehilfen.
13. Hausangestellte.
14. Böttcher.
15. Arbeiter-Turnverein.
16. Buchbinder.
17. Dachdecker.
18. Schneider.

3. Zug.
Zugführer: Prieß.
19. Töpfer.
20. Bauarbeiter.
21. Holzarbeiter.
22. Steinarbeiter.
23. Gärtner.
24. Zimmerer.
25. Schuhmacher.
26. Brauerei- und Mühlenarbeiter.

4. Zug.
Zugführer: A. Dreger.
27. Metallarbeiter.
28. Buchdrucker.
29. Maler.
30. Maschinisten und Heizer.
31. Kupferschmiede.
32. Schiffszimmerer.
33. Schlachter.
34. Glaser.

Die Parteigenossen und Gewerkschaftsmitglieder müssen spätestens 1¾ Uhr auf dem Sammelplatze sein. Sofern sie vom Gewerkschaftshause geschlossen abmarschieren, muß das laut Polizeivorschrift durch die Mengstraße geschehen. Zwischen den einzelnen Abteilungen sollen dann 200 Schritte Abstand sein. Solche Vorschriften werden nur bei Arbeitern gemacht, bei denen sie am wenigsten notwendig sind.

Jede Gewerkschaft resp. jeder Verein stellt sich auf dem alten Bahndamm hinter der durch einen numerierten Pfahl kenntlich gemachten Stelle auf.

Das Arztzimmer befindet sich in Moisling im oberen Stockwerk des Gasthauses „Zum Travestrand".

Genossen und Genossinnen! Nun gilt es, die wenigen Tage noch zu einer umfassenden Agitation für die Teilnahme an der Maifeier auszunutzen. In den Maiforderungen: **Achtstundentag, Völkerfriede, Völkerfreiheit** verkörpert sich alles, was die Herzen der denkenden Arbeiter bewegt. **Wer den Weltfeiertag nicht durch Arbeitsruhe begehen kann, von dem wird erwartet, daß er am Abend nach Moisling eilt oder an der Veranstaltung im Gewerkschafts-**

hause teilnimmt, die präzise 8 Uhr beginnt. Die würdigste Form der Maifeier aber ist die **Arbeitsruhe.** In flammender, siegesfroher Begeisterung reichen sich am 1. Mai die Arbeiter aller Länder die Hände. Und darum nochmals: Veranstaltet gegen Scharfmacher, Ausbeuter und Unterdrücker

eine würdige Jubiläumsfeier des 1. Mai!

Neue Straßennamen. Durch Senatsbeschluß vom 22. d. Mts. ist den von der Firma Hiby u. Co. auf ihrem Gelände an der Schönböckener Straße hergestellten neuen Straßenstrecken und zwar der zwischen den Grundstücken Schönböckener Straße Nr. 20 und 22 nach Nordwesten abzweigenden Straße der Name Düppelstraße und der von dieser nach Südwesten führenden Straße der Name Alsenstraße beigelegt. — Das wird die chauvinistischen Dänenfresser sicherlich erfreuen.

Straßensperren. Wegen Neupflasterung wird die Strecke der Straße „An der Mauer" von der Krähenstraße bis zur Weberstraße vom Montag, dem 27. April d. Js. ab bis auf weiteres für den Fuhrwerksverkehr gesperrt sein. — Wegen Gielbauarbeiten wird die Nebenhofstraße vom Montag, dem 27. April d. Js. ab bis auf weiteres für den Fuhrwerksverkehr gesperrt sein.

Gegen die gewerkschaftlich-genossenschaftliche Volksfürsorge zog am Freitag in der Versammlung des hiesigen Detaillistenvereins ein biederer Hamburger Hanseat namens Penkert in heftiger Weise zu Felde. Natürlich machte er aus der Volksfürsorge, obwohl er sicherlich wußte, daß das absolut nicht mit der Wahrheit in Einklang zu bringen ist, ein sozialdemokratisches Unternehmen. Diese Methode ist nicht neu und leicht zu durchschauen; zumal Penkert für die angeblich gemeinnützige Volksversicherung Reklame schlug. Die „auf nationaler Grundlage errichtete Volksversicherung sei dazu bestimmt, dem von der Sozialdemokratie angebahnten kommunistischen Wirtschaftssystem entgegenzuwirken." Aha! So etwas muß doch auf den Spießer wirken. Die einsichtigeren Detaillisten werden allerdings kaum solchem Lockruf Folge leisten. Für die Volksfürsorge wird auf diese Weise auch Interesse in jenen Kreisen erweckt, die sonst vielleicht noch wenig davon erfahren haben.

Schwankende Gesundheit. In der Woche vom 5. bis 11. April sind nach den Veröffentlichungen des Kaiserlichen Gesundheitsamtes von je 1000 Einwohnern, auf das Jahr berechnet, als gestorben gemeldet in: Aachen 19,0, Altona 15,1, Augsburg 18,4, Barmen 10,0, Berlin 11,8, Berlin-Schöneberg 12,2, Berlin-Wilmersdorf 9,1, Bochum 18,0, Braunschweig 16,4, Bremen 14,3, Breslau 14,5, Cassel 11,4, Charlottenburg 12,4, Chemnitz 15,8, Cöln 11,0, Crefeld 9,0, Danzig 22,7, Dortmund 15,3, Dresden 13,4, Duisburg 12,2, Düsseldorf 9,6, Elberfeld 11,9, Erfurt 12,0, Essen 13,6, Frankfurt a. M. 11,0, Gelsenkirchen 14,6, Halle 11,9, Hamborn 21,4, Hamburg 13,2, Hannover 10,5, Karlsruhe 14,1, Kiel 10,5, Königsberg 17,8, Leipzig 15,1, Lübeck 13,8, Magdeburg 12,9, Mainz 16,7, Mannheim —, Mülheim a. d. R. 6,9, München 15,3, Neukölln 7,0, Nürnberg 14,4, Plauen i. V. 13,5, Posen 15,6, Saarbrücken 10,4, Stettin 13,1, Straßburg 17,2, Stuttgart 14,6, Wiesbaden 12,3, London 13,5, Paris 21,1, Wien 16,4.

Umbau des Büchener Bahnhofes. Nach langen Verhandlungen ist jetzt über die weitere Gestaltung des Bahnhofsumbaues zwischen der Lübeck-Büchener Eisenbahn und der preußischen Staatsbahn eine Einigung erzielt. Das Gleis der Strecke Lübeck-Büchen wird vor Bahnhof Büchen nach Westen verschoben und etwa 1 Kilometer vor dem Bahnhof unter den Gleisen der Strecke Hamburg-Berlin hindurchgeführt. Dann läuft es parallel zu diesen Gleisen nach dem Bahnhof. An beiden Bahnhofsseiten werden die Gleisanlagen bedeutend erweitert.

Ballonaufstieg. Der vom Lübecker Verein für Luftfahrt am gestrigen Sonntage veranstaltete Ballonaufstieg nahm unter Beteiligung eines zahlreichen Publikums, welches vom alten Eisenbahndamm und der Charlottenstraße aus der Veranstaltung mit Interesse zusah, einen guten Verlauf. Der etwas böige Nordwestwind erschwerte zwar zeitweilig die Füllarbeiten, so daß das Militärkommando häufig genug zu tun hatte, um den Ballon zu halten, aber gegen 10 Uhr war alles soweit vorbereitet, daß der Aufstieg erfolgen konnte. Schlag 10 Uhr trat der Ballon unter Führung von Herrn Dr. med. Wirths aus Rostock und mit drei weiteren Rostocker Herren seine Luftfahrt an und stieg bald auf mehrere hundert Meter Höhe, die Richtung auf Schwerin nehmend. Nach 6½-stündiger herrlicher Fahrt landete der Ballon um 4½ Uhr nachmittags glatt bei Groß-Behnitz im West-Havelland in der Umgegend Berlins.

pb. **Wer ist der Tote?** Am Sonntag, dem 26. d. M., wurde in dem Gehölz „Vorbecksrieh" auf der Wulfsdorfer Feldmark ein unbekannter, anscheinend dem Arbeiterstande angehöriger etwa 50 Jahre alter Mann erhängt aufgefunden. Der Verstorbene ist etwa 1,75 Mtr. groß, hat längliches Gesicht, blonde, etwas ergraute Haare, rötlichen Schnurrbart und gute Zähne. Er war bekleidet mit grauer, sogenannter Schlachtermütze, schwarzbräunlichem Jackettanzug, rot gestreifter Kaje, schwarz und weiß gestreiftem Hemd, blauem Flanellhemd, weiß gestrickter Unterhose, grauen Strümpfen und Zugstiefeln. Personen, die Angaben zur Feststellung der Persönlichkeit des Verstorbenen machen können, werden ersucht, sich im Bureau der Kriminalpolizei zu melden, woselbst eine Photographie der Leiche ausliegt.

pb. **Einbruch in Schloß Blumendorf bei Oldesloe.** In verflossener Nacht sind aus dem Schlosse Blumendorf bei Oldesloe mittels Einbruchs gestohlen worden: eine große und eine kleine goldene Damen-Handtasche mit goldenem Bleistift, eine Platina-Damenuhr mit Diamanten, gez. „T. J.", eine Schlipsnadel in Hufeisenform mit Diamanten und Saphieren, eine größe Anzahl goldene und silberne Medaillen von Gartenbau- und anderen Ausstellungen, eine kleine goldene Ordenskette, eine schwarze lederne Brieftasche mit zwei Hundertmarkscheinen und 56 Mark in Silber, 30 bis 40 Stück neue Taler, 1 Paar Manschettenknöpfe, gefertigt aus Hirschgrandeln. Die Pfandleiher, Trödler und Goldwarenhändler werden besonders auf diesen Diebstahl aufmerksam gemacht.

pb. **Diebstähle.** In verflossener Nacht sind mittels Einsteigens durch ein offenstehendes Fenster aus einem am Großen Bauhof belegenen Hause folgende Gegenstände gestohlen worden: 1 silbernes, bunt verziertes Kollier mit einem Medaillon, auf dem sich die Photographie eines Mannes befindet, 1 breiter silberner Armreifen mit Sicherheitskette, 1 silberne Damenuhrkette mit Medaillon (Filigranarbeit), 1 kleines blaues Fläschchen mit langer silberner Halskette, 1 goldene Brosche mit schwarzem Stein und verziertem Rand, 1 goldene Brosche mit einer Verzierung in Form eines Kleeblattes mit einer weißen Perle, 2 grüne, matt geschliffene Steine zum Einhaken in Ohrringe, sie sind 3 Zentimeter lang und etwa ½ Zentimeter breit und haben einen Wert von 100 Mk., 1 Briefbeschwerer in Form eines Eichhörnchens mit einer Kugel auf dem Rücken aus Büffelhorn. — In der Nacht vom 24. zum 25. d. M. sind aus einem Hause der Wahmstraße mittels Einsteigens durch ein nicht geschlossenes Fenster ein Portemonnaie mit 3 Mk. und eine silberne Herren-Taschenuhr mit silbernem Zifferblatt und schwarzen Zahlen, sowie ein silbernes Zigarettenetui gestohlen worden. — Aus einer Gesindekammer in Moisling ist am 17. d. M. eine ältere silberne Herren-Remontoiruhr abhanden gekommen. Im Innern des Uhrdeckels ist der Name „A. Angemann" eingraviert. An der Uhr fehlte der Ring zum Befestigen der Uhrkette.

pb. **Ein schwerer Verlust.** Am 22. d. M., in der Zeit von 11 bis 11½ Uhr abends, ist auf dem Wege vom Stadttheater nach der Lachswehr-Allee ein schweres, breites, goldenes Armband, besetzt mit 2 Brillanten und einem grünen Smaragd, und mit einem Sicherheitsschloß nebst Kette versehen, verloren gegangen. Das Armband hat einen Wert von mehreren hundert Mark. Bisher hat der Finder im Fundbureau des Polizeiamts die gesetzlich vorgeschriebene Anzeige nicht erstattet. Es wird ersucht, dies sofort nachzuholen.

pb. **Aus der Fürsorge entwichen.** Ermittelt und festgenommen wurden bei Revision der hiesigen Herbergen zwei aus den Fürsorgeanstalten Züllchow und Johannesburg entwichene Zöglinge.

Eine Zirkus-Arena gibt seit Sonnabend bei der Lohmühle Vorstellungen, die bisher gut besucht waren und reichen Beifall fanden. Das Programm ist reichhaltig. (S. Inserat.)

Neues Stadttheater. Man schreibt uns: Die Nachfrage zu dem Bassermann-Gastspiel ist so außerordentlich stark, daß es notwendig ist, sich schon jetzt Billetts zu sichern, da es mit Sicherheit anzunehmen ist, daß die Vorstellung in kurzem ausverkauft sein wird. Wie Herr Bassermann der Direktion mitteilt, fügt es der Zufall, daß er bei diesem Gastspiel seine Glanzrolle, den „Traumulus" zum hundertsten Male spielen wird. Heute findet die letzte Vorstellung von „Coppelia" statt und Frl. Li Mann, die das Publikum so oft durch ihre Tanzkunst erfreut hat, wird sich zum letzten Male den Lübeckern als Solotänzerin präsentieren, da sie mit dieser Spielzeit aus dem Verbande des Stadttheaters scheidet. Allen Freunden ihrer Kunst sei deshalb dieser Tag in Erinnerung gebracht.

Selmsdorf. Mit Lysol vergiftet hat sich am Sonnabend das in Schlutup bedienstete 16jährige Mädchen Anna R. Noch lebend ins Lübecker Krankenhaus gebracht, wurde es am Sonntag von seinen Qualen durch den Tod erlöst. Das Motiv der Tat soll Liebeskummer sein.

Hamburg. Die Ausfahrt des „Vaterland". Am Sonnabend hat der Riesendampfer „Vaterland" endlich seinen bisherigen Liegeplatz verlassen können, da die Wasserverhältnisse einigermaßen günstig waren. Um 3 Uhr nachmittags waren die Schleppdampfer zur Stelle, aber noch genügte der Wasserstand nicht, um den Koloß in Bewegung zu bringen. Erst gegen 4 Uhr regte sich das Schiff und ganz langsam wurde es rückwärts aus dem Hafen gezogen. Hier hatten die Schleppdampfer schwer mit dem scharfen Westwind zu kämpfen. Auf der freien Elbe angelangt, schien es, als ob die vielen großen Schleppdampfer das Schiff nicht im Winde halten konnten. Schließlich gelang es, den Koloß in die Stromrichtung zu bekommen. Gegen 5 Uhr setzte sich das Schiff langsam elbabwärts in Bewegung. Bei der Altonaer Landungsbrücke schien es wieder Grund zu berühren; es scherte etwas landwärts, kam aber bald wieder in die richtige Fahrrinne. Um den Abgang des Riesenschiffes zu sehen, hatte sich eine große Menschenmenge angesammelt, die von den St.-Pauli-Landungsbrücken bis nach Blankenese Kopf an Kopf stand. Auch die Brücken und Pontons waren voll Menschen, so daß überalle Absperrungen vorgenommen werden mußten. Aber auch der Wasserweg war äußerst belebt von Passagierdampfern, Schleppdampfern und Barkassen, die das Schiff noch eine Strecke begleiteten. Und dieses Riesenwerk haben Arbeiterhände hergestellt. Man bedenke nur, welche Abmessungen dieses Schiff hat. Es ist 276 Meter gleich etwa 966 Fuß lang, 30½ Meter gleich 107 Fuß 4 Zoll breit und 19½ Meter gleich 60 Fuß 4 Zoll hoch. Die größte Höhe des Riesen vom Flaggenknopf der Masten bis zum Kiel beträgt 76 Meter gleich 266 Fuß. Man bedenke, daß dies die Höhe eines schwimmenden Schiffes ist! Die Tragfähigkeit des „Vaterland" beträgt 50 000 Tons, also noch 5000 Tons mehr als der „Imperator". Ausgerüstet ist das Schiff mit Turbinenantrieb unter Verwendung von Wasserrohrkesseln. Die Gesamtleistung soll 61 000 Pferdestärken betragen, die dem Schiff eine Geschwindigkeit von 22½ bis 23 Seemeilen in der Stunde geben sollen. Auf diesem Riesenschiff können 700 Passagiere erster, 600 in der zweiten, 1050 in der dritten Klasse und 1700 Zwischendecker, also zusammen 4050 Passagiere untergebracht werden. Die Besatzung besteht aus über 1200 Personen, so daß die Gesamtzahl der Menschen, wenn das Schiff voll besetzt ist, mindestens 5250 beträgt. Ueber die einzelnen Einrichtungen, Ausstattungen und Ausrüstungen ist bereits beim Stapellauf berichtet worden. Der Dampfer „Vaterland" erhält, wenn er bei der „Imperator"-Boje angekommen ist, dort seine Ausrüstung. Er erhält dort auch seine Bunkerkohlen und dann beginnen die Probefahrten.

Hamburg. Auf dem Wege zum paritätischen Arbeitsnachweis. Die Hamburger Bürgerschaft bewilligte in ihrer letzten Sitzung 30 000 Mark als Beihilfe für den gemeinnützigen Arbeitsnachweis der „patriotischen Gesellenschaft" und lehnte den Scharfmacherantrag, die Sache vorher in einem Ausschuß zu prüfen, mit 66 gegen 59 Stimmen ab. Die Scharfmacher sehen in dem staatlich unterstützten Arbeitsnachweis der „patriotischen Gesellenschaft", die eine vor zirka 100 Jahren gegründete politisch neutrale Vereinigung zur Förderung der Künste und Gewerbe ist, den ersten Schritt zum paritätischen Arbeitsnachweis, den sie bekämpfen, weil nach ihrer Ansicht der Arbeitsnachweis in der Gewalt der Unternehmerorganisationen bleiben soll. Mit knapper Mehrheit gelang es, ihren Anschlag, der dem gemeinnützigen Arbeitsnachweis in Hamburg die Entwicklungsmöglichkeit abgeschnitten haben würde, abzuwehren.

Hamburg. Untergang eines Hamburger Dampfers auf der Unterelbe. In der Nacht zum Sonntag gegen 1 Uhr hat sich in der Störmundung ein folgenschwerer Schiffszusammenstoß ereignet. Der von Lissabon aufkommende Bremer Hansadampfer „Rolandseck" stieß mit dem mit einer Ladung Gerste nach Gefle bestimmten Hamburger Dampfer „Werner" zusammen. Er traf das Schiff an der Backbordseite vorn bei der Luke Nr. 1 mit solcher Gewalt, daß es bis unterhalb der Wasserlinie aufgeschnitten wurde und in kurzer Zeit in die Tiefe sank. Leider hat der Zusammenstoß zwei Menschenleben gefordert. Der aus Apenrade gebürtige Matrose Hans Boysen, der in seiner Koje schlief, konnte nicht mehr auf Deck kommen und ertrank. Außerdem kam der aus Hamburg stammende Decksjunge Heinrich in den Fluten um. Ein Heizer trug durch einen Gegenstand, der ihm auf den Kopf fiel, eine schwere Verletzung davon. Der größte Teil der Besatzung konnte von den Leuten des Bremer Dampfers gerettet werden; drei Mann wurden von dem vom „Vaterland" zurückkehrenden Tender „Kirchwärder" der Hamburg-Amerika-Linie in Sicherheit gebracht. Der „Werner", dessen Hebung dem Nordischen Bergungsverein übertragen worden ist, liegt so, daß das Deck völlig überflutet ist. „Rolandseck" traf mit vollständig eingedrücktem Bug und vollgelaufener Vorpiek stark nach vorn überliegend am Sonntag morgen an seinem Bestimmungsort ein.

Kiel. Entwendung von Geheimpapieren. Das Oberkriegsgericht der Marinestation der Ostsee verurteilte den Obermatrosen Zitz vom Kanonenboot „Panther" erneut zu fünf Jahren und zwei Monaten Zuchthaus, nachdem das Reichsmilitärgericht das frühere Urteil aufgehoben und die Sache an die Vorinstanz zurückverwiesen hatte. Zitz hat vom „Panther", als er vor Kapstadt lag, Geheimpapiere entwendet und versucht, sie an ein englisches Fort zu verkaufen. Danach wurde er fahnenflüchtig. — Verurteilung eines Totschlägers. Das Schwurgericht verurteilte den 35jährigen Arbeiter Anton Kujellis aus Osterrönfeld bei Rendsburg wegen Körperverletzung mit tödlichem Ausgange zu zehn Jahren Zuchthaus und zehn Jahren Ehrverlust. Kujellis, der schon kürzlich wegen Metalldiebstahls bei der Rendsburger Hochbrücke zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt worden ist, hatte den Wächter Liberra, der ihn bei dem Diebstahl überrascht hatte, zu Boden geschlagen und ihn so schwer verletzt, daß er, ohne die Besinnung wieder zu erlangen, starb. — Durch eine Geschoßexplosion getötet. Im Fort Friedrichsort verunglückte ein Matrosenartillerist der 1. Matrosen-Artillerie-Abteilung dadurch, daß er beim Hantieren mit einem 3,7-Zentimeter-Geschoß dieses zur Explosion brachte. Der Verunglückte erlitt so schreckliche Verletzungen, daß er sich nur noch bis zur Tür schleppen konnte, wo er zusammenbrach. Beim Eintreffen des Arztes war er seinen Verletzungen erlegen.

Wilhelmsburg. Fabrikbrand. Das Hauptgebäude der Wilhelmsburger Chemischen Fabrik, Hamburg, Reiherstieg-Deich Nr. 55, ist am Sonntag nachmittag total ausgebrannt. Von den anderen Gebäuden, die auch sehr gefährdet waren, ist nur das Kesselhaus durch abstürzende Mauerteile beschädigt worden, obwohl das an der einen Seite des brennenden Gebäudes fast unmittelbar anschließende einstöckige Kontorgebäude ein Holzbau ist. Den Feuerwehren kam bei ihren Bemühungen der lebhafte Wind zu Hilfe, der die Flammen nach unbebauten Flächen und von den anderen Baulichkeiten forttrieb. Außerdem haben die in der Seitenmauer des brennenden Gebäudes befindlichen Drahtglasscheiben sich glänzend bewährt. In den unteren Stockwerken ließen sie keine Flamme durch, und nur in den oberen Etagen sind sie zu papierdünnen Flächen weggeschmolzen. Das ausgebrannte Leimtrockengebäude ist ein vierstöckiges massives Bauwerk, in dem große Materialvorräte und Maschinen vorhanden waren. Nach Meinung von Personen, die das Feuer zuerst bemerkten, ist es im dritten Stockwerk entstanden, doch hatte es sich in ganz kurzer Zeit über das ganze Gebäude verbreitet. Die Entstehungsursache ist unerklärlich, weil am Sonntag nicht gearbeitet wird. Der Schaden ist um so empfindlicher, als der Betrieb der Fabrik vorläufig so gut wie lahmgelegt ist. Fabriziert wird hier Leim, Knochenmehl zu Seife und Dünger. Das ausgebrannte Gebäude ist mit 55 000 Mk. versichert.

Grabow. Feuersbrunst. Freitag morgen zwischen 6 und 7 Uhr wurde unser Nachbardorf Dambeck von einer verheerenden Feuersbrunst heimgesucht, durch welche neun Gebäude in Asche gelegt wurden. Aufgegangen ist das Feuer auf dem Erbpachtgehöft von Mose. Bei dem herrschenden scharfen Winde sprang das Feuer bald auf die Erbpachtgehöfte der Herren Kröger, Düßler und Brinkert über. Am meisten soll das Düßlersche Erbpachtgehöft gelitten haben. Das Vieh konnte glücklicherweise gerettet werden, jedoch sollen viele Mobilien und landwirtschaftliche Maschinen den Flammen zum Opfer gefallen sein.

Güstrow. Der Landrat als Beleidiger. Vor der Güstrower Strafkammer wurde Sonnabend in der Berufungsinstanz die Privatklage des Gerichtsschreibers Havermann-Waren gegen den Landrat v. Maltzahn-Molzow wegen Beleidigung verhandelt. Das Gericht bemühte sich über eine Stunde, um einen Vergleich herbeizuführen, da der Angeklagte angab, er müsse die abzugebende Erklärung sehr vorsichtig fassen, weil die Angelegenheit politisch aufgebauscht worden sei. Schließlich kam ein Vergleich zustande, in dem der Landrat erklärt, er sei zu der inkriminierten Aeußerung nur gekommen durch einen Irrtum über das Alter des beleidigten Beamten, nicht etwa durch Aerger darüber, daß er anstatt durch den Amtsrichter, durch den Gerichtsschreiber vernommen wurde. Er erklärt ferner, daß er bedauere, den Kläger in seiner Ehre gekränkt zu haben. Der Landrat hat sämtliche Kosten des Verfahrens zu tragen. — Damit hat diese für den mecklenburgischen Justizbetrieb nicht gerade rühmliche Affäre ihren Abschluß gefunden.

Theater und Musik.

Neues Stadttheater. Shakespearefeier. Wenn man aus dem Besuch dieser Feier, die am Sonnabend anläßlich des 350jährigen Geburtstages des größten dramatischen Dichters aller Zeiten hier stattfand, auf die Zahl seiner hiesigen Verehrer schließen darf, so können es nicht sehr viele sein. Das ist nicht für Shakespeare beschämend, sondern für die, welche in Lübeck die sogenannte Bildung und den Besitz vertreten. Zur Aufführung gelangte der erste Teil des Dramas „König Heinrich IV". Wie alle Monarchen, die Shakespeare auf die Bühne bringt, ist auch dieser Heinrich keine Herrschergestalt von Gottes Gnaden ohne menschliche Schwächen, wie sie in der Phantasie von Hofschranzen, Lakeien und blödscharwenzelnden „Patrioten" leben, sondern ein Mächtiger, dessen Aufstieg blutig war und der skrupellos in der Wahl seiner Mittel ist, die zur Erhaltung seiner Macht dienen. Und der Prinz von Wales gar, der Kronprinz, ist der Kumpan von Beutelschneidern und Wegelagerern. Der Mittelpunkt dieses Dramas ist für den Zuschauer aber nicht der König, auch nicht der Kronprinz oder der rebellische Heinrich Percy, genannt der Heißsporn, sondern der dicke, feige Prahler und Schlemmer John Falstaff, dessen fetttriefenden Späße eine stark satirische Würze besitzen, wenn sie sich auch besonders auf dem Schlachtfeld recht seltsam ausnehmen. Beim Lesen von Shakespeares kraftstrotzenden Dramen merkt man übrigens deren Alter und die daraus resultierenden befremdlichen Erscheinungen bei weitem nicht in dem Maße, wie bei ihrem Erscheinen auf der Bühne. Die Wiedergabe, welche am Sonnabend dem „König Heinrich IV". zuteil wurde, war zwar nicht überwältigend, aber doch eine sehr anständige. Im Vordergrunde des Interesses stand der dicke Hans — wie Falstaff von seinen Freunden genannt wird —, den Herr Brunow wirkungsvoll in Maske und Spiel mit derbem Humor verkörperte. Den König gab Herr Pruß mit gut durchgeführter Charakteristik. Herr Dr. Drach setzte sich für den die Worte überstürzenden rebellischen Heißsporn Heinrich Percy mit vielem Temperament ein. Ein tüchtiger Prinz von Wales war Herr Lerch. Die übrigen Rollen, die weniger hervortreten, hatte Herr Direktor Fuchs, der die Regie mit dem ihm eigenen feinen Verständnis für Dichtung und Dichter führte, gleichfalls bewährten Künstlern anvertraut. Reicher Beifall lohnte alle Mitwirkenden.

P. L.

Verantwortlich für die Rubrik „Lübeck und Nachbargebiete" und die mit P. L. gezeichneten Artikel: Paul Löwigt, für den gesamten übrigen Inhalt Johannes Stelling. Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer & Co. Sämtlich in Lübeck.

Verkauf lebender Bütt

vom Boot aus (3442

am Dienstag, dem 28. April

nachmittags von 8 Uhr ab an der

Holstenbrücke,
Hüxtertorbrücke,
Eutiner Brücke
und
Dankwartsbrücke.

Am Freitag morgen 11½ Uhr entschlief sanft nach langem in Geduld ertragenen Leiden unsere liebe unvergeßliche Mutter, Schwieger- und Großmutter

Marianne Klos,

geb. Moch

in ihrem 59. Lebensjahr, tief betrauert und schmerzlich vermißt von allen, die ihr nahe standen

Familie Klos.

Beerdigung am Dienstag, dem 28. April, mittags 1 Uhr, vom Trauerhause aus. (3445

Schlutup, Westlor Straße 35.

Für die vielen Kranzspenden und herzliche Teilnahme bei der Beerdigung meiner lieben Frau danken herzlich

Konrad Jäger
(3440) **und Angehörige.**

Damenschneider
Tagschneider

(3447) gesucht.

Martin Fürböter, Pferdemarkt 12.

Ein **Kinderbett, Gehrock** und **Paletot** zu verkaufen.

(3438) Buxtehuderstraße 2a, part.

Daselbst ein Zimmer zu vermieten.

Zu kauf. ges. 2 Kommoden, eine H.-Nähmaschine, 1 K.-Schulränzel. Ang. m. Pr. u. **N S** a. d. Exp. d. Bl.

Ein Kind in Kost und Pflege tagsüber zu nehmen gesucht. Angebote unter **S K 5** an die Expedition dieses Blattes. (3441

Anerkannt gute und billige

Uhren-Reparatur-Werkstatt.

Aug. Büttner, Uhrmachermeister,
(3446) Hüxstraße 32.

Heines Werke

3 Bände 4 Mk.

Buchhandl. Friedr. Meyer & Co.,
Johannisstr. 46.

Plakate

betr.

Verordnung des Medizinalamts vom 11. Juli 1910 bezügl. Feilhalten von Nahrungs- und Genußmitteln

sind zum Preise von 30 Pfg. per Stück zu haben in der

Buchdruckerei d. Lüb. Volksb.
Johannisstraße 46.

Goethes Werke

3 Bände 4 Mk.

Buchhandl. Friedr. Meyer & Co.,
Johannisstraße 46.

Achtung!

Geschäftstischler, Kaufmanns- und Weinarbeiter.

Versammlung

am Dienstag, d. 28. April
abends 8½ Uhr
im „Gewerkschaftshaus"
Johannisstraße 50—52.

Tages-Ordnung:

1. Wahl von Obleuten.
2. Bericht von der Hauscagitation.
3. Verschiedenes.

(3452) **Der Vorstand.**

NB. Das Erscheinen der Kollegen ist dringend erforderlich. Die Weinarbeiter sind besonders eingeladen, da deren Verhältnisse einer Besprechung unterzogen werden müssen. D. O.

Eis-Abonnements

Saison 1914

(ab 1. Mai bis 30. September.)

Fernsprecher 8999.

Abonnement	Nr. 1.	Tägliche	Lieferung	von	mindestens	5	Pfd.	pr.	1	Monat	. . Mk.	7.—
„	Nr. 2.	„	„	„	„	10	„	„	1	„	. . „	10.—
„	Nr. 3.	„	„	„	„	5	„	„	4	„	. . „	25.—
„	Nr. 4.	„	„	„	„	10	„	„	4	„	. . „	35.—
„	Nr. 5.	„	„	„	„	5	„	„	5	„	. . „	30.—
„	Nr. 6.	„	„	„	„	10	„	„	5	„	. . „	40.—
„	Nr. 7.	„	„	„	„	15	„	„	1	„	. . „	12.—
„	Nr. 8.	„	„	„	„	20	„	„	1	„	. . „	14.—
„	Nr. 9.	„	„	„	„	25	„	„	1	„	. . „	16.—

Einzelne Entnahmen werden mit 10 Pfg. das Pfund berechnet. 3448

Unterhaltend

Billigen und guten Lesestoff für jede Familie bietet der Kosmos. Für den geringen Jahres-Beitrag von

nur M 4.80

werden kostenlos geliefert:

12 Monatshefte
5 gute Bücher

erster Fachmänner. Im Jahre 1914: **Bölsche,** Tierwanderungen in d. Urwelt; **Floericke,** Meeresfische; **Lipschütz,** Warum wir sterben; **Kahn,** Die Milchstrasse; **Nagel,** Die Romantik der Chemie

Belehrend

Über 1000 Seiten Text mit viel. Abbildungen. Nur die grosse Zahl der Mitglieder — Ende des Jahres 1913 weit

über

100 000

ermöglicht diese beispiellosen Leistungen. Treten Sie sofort bei oder verlangen Sie Prospekt bezw. Probeheft bei Ihrer Buchhandlung oder der Geschäftsstelle des Kosmos / Stuttgart Pfizerstrasse 5

Holzarbeiter-Verbd.

Zahlstelle Lübeck.

Mitglieder-Versammlung

am Dienstag, dem 28. April
abends 8¼ Uhr
im „Gewerkschaftshaus"
Johannisstraße 50—52.

Tages-Ordnung:

1. Abrechnung und Bericht vom 1. Quartal.
2. Maifeier.
3. Bericht vom Gewerkschaftshaus.
4. Herbergsfrage.
5. Verschiedenes.

3444) **Die Ortsverwaltung.**

Arbeiter-Bildungsverein Lübeck.

General-Versammlung

am Dienstag, d. 28. April
abends 8½ Uhr
im „Gewerkschaftshaus"
Johannisstr. 50—52.

Tages-Ordnung:

1. Jahresbericht.
2. Abrechnung.
3. Wahlen.
4. Verschiedenes.

Um zahlreiches Erscheinen der Mitglieder und deren Frauen ersucht

3450) **Der Vorstand.**

Zentral-Krankenkasse der Schuhmacher.

Versammlung

am Dienstag, d. 28. April
abends 8½ Uhr
im „Gewerkschaftshaus"
Johannisstraße 50—52.

Tages-Ordnung:

1. Abrechnung vom 1. Quartal 1914.
2. Wahl eines Kassierers.

3456) **Die Ortsverwaltung.**

Gebrauchen Sie in nächster Zeit oder später eine

Möbelaussteuer od. einzelne Stücke Möbel,

so haben Sie stets beste und billige Gelegenheit, solche für gegebene Zwecke und Verhältnisse vorteilhaft zu kaufen in den seit 30 Jahren bekannten

Möbelhäusern von H. E. Koch

Lübeck, Marlesgrube.

5 Geschäftshäuser. **Telephon 1350.**

Keine Agenten, keine Akquisiteure sind vom Geschäft unterwegs, **dies Geld oder Provision** verdienen **alle Möbelkäufer selbst. Auf alle billigen Preise bekommen Sie**

5 Prozent Bar-Rabatt.

Kostenanschläge, Möbelkataloge, jedoch nur auf Wunsch, bereitwilligst und **unentgeltlich. Keine aufdringlichen Angebote!**

Spezialität: Komplette bürgerliche Möbelaussteuern oder einzelne **Speisezimmer, Herrenzimmer, Salons, Wohnstuben, echte Schlafzimmer, Küchen, Flurgarderoben,** bessere **Kleinmöbel zur Ausschmückung,** gemalte **Schlafzimmer** in allen Farben, auch ff. weiß lackiert, eiserne **Betten** für Erwachsene und Kinder, **Veranda- und Dielen-Möbel, Peddigrohrmöbel** in den verschiedensten Arten, **Klubmöbel, Spiegel, Stühle! Stühle! Schreibtischstühle,** ff. **Lederstühle, Bilder, Teppiche, Läuferstoffe, Möbelstoffe** u. a. m. in **stilvoller** und **moderner Ausführung** der **neuesten Erzeugnisse für Innenausstattung.**

Beehren Sie 3454

H. E. Kochs Möbelhäuser,

Hauptgeschäftshaus Marlesgrube 45, mit **Ihrem werten Besuch zwecks zwangloser Besichtigung, Vergleiche** und **Auskunft.**

Achtung! Die Achtung!

Zirkus-Arena

auf der Lohmühle
gibt am **Dienstag, dem 28. April,** abends 8 Uhr, wieder eine

Große Gala-Vorstellung

mit ganz neuem Programm und **Mittwoch, den 29. April**

2 Vorstellungen.

Nachmitt. 4 Uhr und abends 8 Uhr.

Zu zahlreichem Besuch ladet ergebenst ein (3451) **Die Direktion.**

Kopf u. Bein	pr. Pfd.	**15 ₰**
Kochrippen	pr. Pfd. von	**20 ₰** an
Eisbein	frisch und gepökelt pr. Pfd.	**45 ₰**
dicke Flomen	„	**60 ₰**
ff. Schmalz	b. Abn. v. 2 Pfd. „	**60 ₰**
Schweinefl.	Braten-stücke „	**65 ₰**
dicke Rippen	„	**65 ₰**

Karl Lahrtz, Böttcherstraße 14—16.

3455) vorm. **M. Lahrtz.**

Arbeiter-Turnverein Eichenkranz

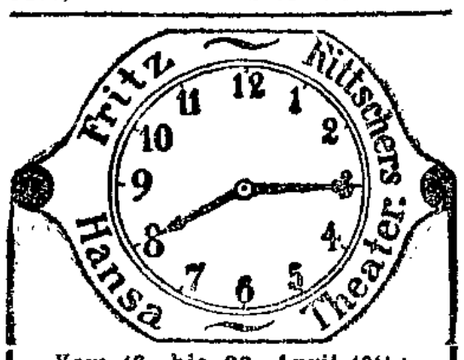
Schwartau-Rensefeld.

Extra-Versammlung

am Dienstag, d. 28. April
abends 8½ Uhr
im Vereinslokal.

Um recht zahlreiches Erscheinen ersucht

3439) **Der Vorstand.**



Vom 16. bis 30. April 1914:

Der schwarze Passagier

des neuesten Flieger-Sketsch.

Adolf Ernest

Zauberkünstler.

The 3 Calbas???

Margot et Jenny

mit ihren hocheleganten elastischen Darbietungen.

Hartenstein-Gastspiel

Gottlieb geht bummeln

Originalburleske von Paul Hartenstein.

Hartenstein in seiner Paraderolle als Gottlieb Käsemodel.

Anfang an Wochentagen 8¼ Uhr.
3275) Sonntags 8 Uhr.

Gewöhnliche Preise.

Vorverkauf bei **Fr. Sager,** Kohlmarkt, und **Fr. Nagel,** Markt.

Verein der Musikfreunde.

Mittwoch, d. 29. April 1914
abends 8 Uhr (3453

im Kolosseum:

Letztes

volkstümliches Konzert

(Orchester 52 Musiker.)

Leitung:
Kapellmeister **Wilhelm Furtwängler.**

Solisten: Die Herren **Wilh. Furtwängler** (Klavier), **E. Wagner** (Oboe), **J. Gerber** (Klarinette), **J. Held** (Horn), **O. Pannier** (Fagott.)

Zur Aufführung kommen u. a.:

Ouverture zu „Die Zauberflöte" W. A. Mozart.
Rhapsodie Nr. 2 Franz Liszt.
Ouverture zu „Wilhelm Tell" G. Rossini.
Phantasie aus „Margarethe" Ch. Gounod.

Programm im Lübecker Konzert-Anzeiger.

Neues Stadttheater

Montag, den 27. April 1914:
Anfang 8 Uhr. Ende nach 10 Uhr.

Cavalleria rusticana.

Oper von Mascagni.

Hierauf:

Zum letzten Male:

Coppelia.

Gr. phantastisches Ballett v. Delibes.

Große Preise.

Dienstag, den 28. April 1914:
Außer Dienstag-Abonnement.
Anfang 7½ Uhr. Ende nach 10½ Uhr
Einmaliges Gastspiel von Albert Bassermann.

Traumulus

Tragische Komödie von Arno Holz und Jerschke.

Erhöhte Preise. (3449

Mittwoch, den 29. April 1914:
Anfang 8¼ Uhr. Ende nach 10 Uhr.

Zum letzten Male:

Die spanische Fliege.

Jeder Platz 75 Pfg.

Beilage zum Lübecker Volksboten.

Nr. 97. Montag, den 27. April 1914. 21. Jahrg.

Die heilige Hermandad.

Die Korruption spottete jeder Beschreibung. Die Angeklagten haben ihr Amt in der schnödesten Weise mißbraucht.) Aus der Urteilsbegründung des Berliner Polizeibestechungsprozesses.)

Zum Schutze des Landfriedens, zur Abwehr räuberischer Ueberfälle schlossen spanische Städte um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts eine Verbrüderung gegen den Raubadel. Diese Verbrüderung zeitigte die Einrichtung eines ständigen Sicherheitsdienstes für die Straßen und Städte der Verbrüderung. Sie nannte sich „Santa Hermandad", die heilige Brüderschaft, wurde von den Städten zur bewaffneten Macht ausgebaut, um den Rittern und Königen Widerstand zu leisten und Personen und Eigentum zu schützen. Um die Wende des 14. Jahrhunderts war in Spanien weder Rang noch Stand vor der richtenden Gewalt der heiligen Hermandad gefeit. Ferdinand der Katholische machte 1476 diese Wehr der städtischen Stände zu einer königlich-städtischen, indem er die einzelnen Städtebündnisse unter eine allgemeine Rechtsordnung brachte und die Unterhaltung von Polizeireitern staatlich festlegte. Der Urahn unseres Gendarmen entstand. Einige Jahrzehnte später nahm Ferdinand der heiligen Hermandad den letzten Rest bürgerlich-republikanischen Scheins und verwandelte die bürgerliche Schutzwehr in eine königliche Polizei: unabhängig vom Mitrederecht der Stände, ein Werkzeug der absoluten Königsgewalt, eine Henkerschar, gegen das Volk marschierend, wenn die Herrschenden kommandierten und wohl gelegentlich einmal bei denen plündernd, zu deren Schutze die „Santa Hermandad" entstanden war.

Diese königliche Polizei hat sich als Prälorianergarde der Herrschenden bewährt. Wir haben sie in Deutschland heute noch wie sie sich der spanische Ferdinand schnitzte: mit souveräner Allmacht ausgestattet, nicht Beauftragte des Volks, sondern über dem Publikum thronend, mit überdimensionaler Gewalt und mimosenhafter Beamtenehre ausgestattet. Ein Schutzmannseid wiegt die Eide zehn gewöhnlicher Sterblicher auf und einen Polizisten anzusehen, kann schon eine Beleidigung sein, wie ein schlesisches Gericht vor gar nicht zu langer Zeit einmal verkündete.

Aber, wird der gutgesinnte Untertan sagen, dafür ist die Polizei untadelig, wacht über Recht und Sicherheit, ist zuverlässig, makellos, unbestech — — — Hier bekommt der Untertan starrende Augen und stockenden Atem. Unbestechlich? Man hatte es gedacht, man sollte es denken. Aber leider — wenn der Volksmund die Polizei heilige Hermandad nennt, so bekommt diese Bezeichnung einen ständig sarkastischer werdenden Beigeschmack, je länger wir die Polizei des Deutschen Reiches walten sehen. Ganz plötzlich begannen in neuester Zeit dem Bürger die Augen überzugehen. Schlag folgte auf Schlag. In Berlin gings los. Ein Sittenpolizist mußte als Zuhälter verdonnert werden, die anderen kamen mit einem blauen Auge davon. Dann Köln, wo wirkungsvoll mit blauen Lappen garnierte Frühstückskörbchen die guten Beziehungen zwischen Polizei und Publikum aufrecht erhielten. Dann Myslowitz, ein Nest, in dem die verschiedensten Geschäfte zwischen Polizei und Auswanderungsagenten aufgedeckt wurden. Und schließlich das Frankfurter Bordellidyll, dessen Sumpfboden aufzudecken und die metallene Freundschaft zwischen Polizei und Bordellbesitzerinnen aufzuzeigen einem kommenden Korruptionsprozeß vorbehalten bleibt. In Berlin hat sich dieser Tage der echtpreußische Ring bis auf weiteres wieder geschlossen: Zwei Gendarmen wurden, wie schon gemeldet, zu namhaften Gefängnisstrafen verurteilt, weil sie sich auf den Rennplätzen hatten Buchmacher-Mieten zahlen lassen.

Buchmacher-Miete! Ein rundes, harmloses Wort, bedeutend harmloser als die angeklagten Gendarmen, die diese milde Formel für die Bestechungsgelder fanden. Es war ein wunderbares Turfidyll, was sich da auf den Berliner Rennplätzen aufgetan hatte. Zwischen den Buchmachern, die gut schmierten, und der heiligen Hermandad herrschte eine so ideale Freundschaft, wie sie eigentlich zwischen Publikum und Polizei sein sollte. Nur waren die Bindemittel hier so, daß es in der Urteilsbegründung leider heißen mußte: Die Korruption spottet jeder Beschreibung. Die meisten Buchmacher stellten sich vor Gericht tot: Zeugnisverweigerung, Gedächtnisschwäche (man kann sich ja schließlich die vielen goldenen Händedrücke unmöglich merken), Angst vor Strafverfolgung. Aber es genügt das groteske Bild vollständig, das ein Kollege der Angeklagten, der Gendarmeriewachtmeister Schultz entwarf, derselbe wackere Beamte, der nach drei Monaten aus Angst 160 Mark angenommener Bestechungsgelder ablieferte. Als er von Haneberg und Suckland in den Rennbahndienst eingeführt wurde, machten ihn die braven Kollegen vor allem die Buchmacher kenntlich, die ungeschoren bleiben sollten, die der Polizei anständige Miete bezahlt hatten, die das Publikum sozusagen polizeilich konzessioniert im Glücksspiel ausplünderten. Schultz kam in ein Schlaraffenland: abseits von den Rennplätzen tauchten ab und zu Männer aus dem Dickicht auf, gingen rasch an dem Hüter der Ordnung vorbei, und zum Zeichen, daß sie mehr als eine Erscheinung seien, blieben ein paar Goldfüchse in seiner Hand. Oder: auf der Landstraße kommt ein Radler herangesaust, lüftet das Mützchen, fährt rasch vorbei — in der Tasche des Gendarmen aber bleibt trotz dieser Geschwindigkeit ein Zehnmarkstück hängen. Der Buchmachergesangverein „Norden" veranstaltete der heiligen Hermandad Gastereien, bei denen das Freibier nur so pätscherte. Unterschiede zwischen Berittenem und Unberittenem sah der Buchmacherring nur darin, daß dem Berittenem die Miete zum Sattel hinaufgereicht werden mußte.

Die Korruption spottet jeder Beschreibung, klagt die Urteilsbegründung, und wer in Deutschland bisher noch immer an die Heiligkeit der heiligen Hermandad glaubte, dem wird dieser Prozeß wiederum ein Stück Untertanengläubigkeit jäh zerstört haben. Zumal nach den Enthüllungen der letzten Zeit hinter dem Prozeßbild die Frage auftaucht: Wieviel Hanebergs und Sucklands mögen in deutschen Polizeiwachtstuben noch einher stiefeln? Wieviel gutgarnierte Frühstückskörbchen mögen so still unterm Himmelszelt dahingehen? Und wieviel Bordelle werden noch zu erzählen wissen von dem innigen Kontakt zwischen Polizei und Prostitution? Wieviel Beamtenkorruption mag unenthüllt in und um Preußen schwären?

Das preußische Polizeisystem ist so allgemein deutsch wie die politische Physiognomie Preußens. Wenn seine überlebten politischen Formen schärfer ausgeprägt sind, wie in anderen Bundesstaaten, so sind die preußischen Fäulnisblüten typisch für die Brüchigkeit absolutistischer Staatsgebilde. Preußen hat die forschste Polizei; ihr Säbel ist eines der staatserhaltendsten Instrumente. Er ist das Zeichen des Regimes, das nur noch mit der Dreiklassenschande regieren kann. Und wenn dieser Säbel vor den Goldfüchsen der Buchmacher, Bordellmädchen und allerhand lichtscheuen Existenzen salutiert, so bleibt statt des Hasses nur ein Ekel vor einem Staat, dessen Nutznießer ihn als einen Fels der Gottesfurcht, frommen Sitte, Redlichkeit und aller deutschen Tugenden ausposaunen.

Aber auch in diesen Kreisen beginnt sich allmählicher Katzenjammer anzuzeigen. Die Post fragte dieser Tage bekümmert, ob es nicht noch mehr Eiterbeulen von Beamtenkorruption in Deutschland aufzustechen gäbe, als bislang vermutet wurde:

> Es unterliegt kaum einem Zweifel, **daß mehr bestochen als entdeckt wird** .... Im Verhältnis zu der großen Zahl von Polizeibeamten, die wir in Preußen haben, will die der unter Anklage gestellten Personen gewiß noch noch viel besagen. Es fragt sich, ob die Fäulnis weiter verbreitet ist oder ob man den Herd der Bestechlichkeit damit in der Tat eingedämmt hat. Damit ist ein sicheres Urteil nicht gut möglich. Wie dem aber auch sein mag: die drei Polizeiprozesse von Köln, Berlin und Frankfurt sind jedenfalls ein Symptom dafür, daß nicht alles in Ordnung ist. Sie müssen uns und denen, die es angeht, ein Menetekel sein und eine ernste Aufforderung, zu prüfen, zu säubern und zu sichten.

„Zu säubern und zu sichten" — ganz unsere Ansicht, nur wäre die wirklich heilbringende Säuberung eine umstürzlerische Arbeit, vor der die Herrschenden zurückschrecken. Solange die Polizei unnahbarer und unkontrollierbarer als eine Gottheit über dem Publikum schwebt, wird Unteroffizierselementen à la Suckland ihre Machtfülle leicht so zu Kopfe steigen, daß sie nehmen, was zu kriegen ist. Solange niedrige Polizistengehälter gezahlt werden, müssen dem armen Teufel im Schutzmannsrock die Bestechungslockungen zur Qual werden. Und vor allem: solange bei Anstellung von Beamten proletarische Gehälter und politische Zuverlässigkeit des Bewerbers Hauptpunkte sind muß die Berücksichtigung von Leuten mit Qualitäten zu kurz kommen. „Ich bin in Gottesfurcht und Königstreue von meinen Eltern erzogen worden; ich habe 24 Jahre den Rock meines Königs in Ehren getragen" bemerkte Angeklagter Haneberg am Schlusse. Er kannte das hurrapatriotische Register, das bei uns alles übertönt.

Gottesfurcht, Königstreue und Handsalbe — die „Santa Hermandad" des Klassenstaates wird zu einer grotesk-gefährlichen Mischung!

Aus der Partei.

Genosse Karski aus der Haft entlassen. Genosse Karski, der sich nicht in Kiel, sondern in Berlin in Untersuchungshaft befand, ist Sonnabend mittag gegen Stellung einer Kaution von 10 000 Mark aus der Haft entlassen worden. Nach der kürzlichen Ablehnung der Haftentlassung durch das Kieler Gericht ist die jetzige Entscheidung um so erfreulicher, als es in der Ablehnung hieß: bei der zu erwartenden hohen Strafe und in Rücksicht auf die Tatsache, daß Karski Ausländer sei, wäre ein Fluchtverdacht um so eher begründet. Das Gericht scheint nun doch von seiner Meinung, daß eine hohe Strafe zu erwarten sei, abgekommen zu sein.

Der beleidigte Amtsvorsteher. Einen Monat Gefängnis erhielt der verantwortliche Redakteur Genosse Franz von der „Schlesischen Bergwacht" in Waldenburg. In unserem schlesischen Parteiblatt war behauptet worden, der Amtsvorsteher des Breslauer Landkreises habe einem

---

Fürstin Pauline.

Roman aus der Zeit der Leibeigenschaft
von Graf E. A. Salias.
Autorisierte Uebersetzung von Dr. Heinrich Ruhe.

(28. Fortsetzung.) Nachdruck verboten.

Kaum hatte sie deshalb das polizeiliche Dokument in Händen, welches bestätigte, daß sie wirklich die Gattin des schönen, von ihr so heiß geliebten Mannes war, da befand sie sich bereits auf dem Wege nach Smolensk. Obgleich die russische Grenze, vormals ganz in der Nähe von Smolensk, jetzt bedeutend weiter vorgerückt war, so rechnete Pauline, gleich den meisten Russen, Litthauen und Polen noch zum Auslande. Nach vierzehn Tagen kamen die Neuvermählten nach einer sehr ermüdenden Fahrt in Warschau an. Dort blieben sie drei Tage und setzten dann ihre Reise fort. Drei Wochen später passierten sie die preußische Grenze. Als sie die preußischen Soldaten und Beamten erblickten, atmeten sie erleichtert auf; denn nun wußten sie, daß die Russen keine Macht mehr über sie hatten.

„Gott sei Dank, jetzt bin ich glücklich!" rief Jegor, während er sich andächtig bekreuzte. Jetzt fürchte ich mich nicht mehr und schäme mich auch nicht, daß ich Dich liebe. Hier wird ja niemand Dich mehr entreißen können. Bist Du auch sicher, mein Lieb, daß es in Preußen keine Leibeigene, sondern nur freie Menschen gibt?"

Während der ganzen Fahrt von Moskau bis zur preußischen Grenze hatte Jegor seine Gattin kaum anzublicken gewagt, und es gewann den Anschein, als reiste er nicht mit seiner Ehefrau, sondern mit seiner Herrin. Pauline würde viel darum gegeben haben, wenn er sich jetzt ihr ebenbürtig gefühlt, ihr hin und wieder Vorwürfe gemacht, sie gescholten oder gar beleidigt hätte. Allein nichts von all diesem trat ein; Jegor war und blieb der unterwürfige Tischler, der zum ersten Male ihr Zimmer im Schlosse zu Beresopole betrat, um den zerbrochenen Spiegel zu reparieren. Pauline vergoß darüber mehrmals, wenn sie allein war, bittere Tränen und befürchtete, daß ihr Glück unter solchen Umständen wohl niemals rein und ungetrübt sein würde. Aber wie staunte sie, als sie nach Ueberschreitung der preußischen Grenze sah, welch wunderbare, plötzliche Wandlung mit ihrem Manne vorging! Jetzt fühlte er sich als Herr und als Gatte. Obwohl er kein Wörtchen Deutsch verstand, ordnete er dennoch alles so geschickt, daß alle erstaunten und voll sichtbarer Bewunderung den schönen russischen Herrn betrachteten. Pauline war im Wagen sitzen geblieben und sah voll Entzücken, wie ihr Gemahl mit großer Geschicklichkeit und mit einer gewissen Eleganz die nötigen Befehle erteilte, und Tränen des Glückes und der Freude glänzten in ihren Augen.

Als Milowanow wieder einstieg, bemerkte er diese Tränen sofort.

„Du weinst?" rief er erschreckt, indem er ihre Hand ergriff.

„Nein", entgegnete Praskowia Andrejewna.

„Ja, ja, Du weinst, meine Teure."

„Ich weine vor Glück."

„Aber was ist Dir denn passiert?"

„Du . . . Du bist mein Glück. Ach, ich fürchtete schon, Du würdest immer so bleiben . . . Du . . . und plötzlich bist Du ein ganz anderer geworden . . . Aber laß uns darüber schweigen!"

„Hier bin ich frei," sagte er voll Begeisterung.

In Frankfurt an der Oder ließen sie ihre schwerfällige Reisekalesche zurück und setzten ihre Reise mit der Post fort. In Dresden, Weimar und Bern machten sie Station, um sich von den Reisestrapazen zu erholen, während sie sich in den übrigen großen Städten immer nur einen Tag aufhielten. In Genua, wo sie auf das Schiff warten mußten, blieben sie drei Tage. Hier gingen sie eines Nachmittags in den schönen Garten Aqua Sola. Als sie so selbstvergessen unter den duftenden Orangebäumen saßen und dem Plätschern der silberhellen Fontainen lauschten, hatten sie beide nur einen Gedanken — sie dachten an die Vergangenheit. Sie sahen im Geiste die großen Eis- und Schneemassen Rußlands, den greisen Trubitzkoe, die Soldaten, und unter ihnen befand sich Jegor mit abgeschorenem Kopfe . . . Alles dieses hatten sie erlebt, und daher kam ihnen die Gegenwart wie ein beglückendes Erwachen aus einem schweren Traume vor. Die Springbrunnen schienen ihnen zuzuraunen: Nur die Liebe ist wahr, alles andere ist Lüge. Erst sehr spät kehrten sie schweigend in ihren Gasthof zurück.

Die beiden Monate, welche sie auf der Reise zubrachten, boten ihnen soviel Abwechslung und Zerstreuung, wie sie solche in Beresopole das ganze Jahr nicht gehabt hatten. Nicht nur der ehemalige Tischler, sondern auch die ehemalige Fürstin war voll des Erstaunens über all die Herrlichkeiten, die sich ihren Blicken darboten, und sie wurde nicht müde, ihrem Manne alles nach Kräften zu erklären. Ihre gegenseitige Liebe, die herrliche Natur, die ganze Umgebung, alles versetzte sie in eine andere Welt, so daß sie sich nicht wie Menschen in der schönen Gotteswelt vorkamen, sondern wie Lichtgestalten in einem Feenreiche. Und wie geringfügig erschienen ihnen jetzt all die Sorge und all die Gefahren, die noch vor kurzem ihre Liebe, ja ihr Leben bedroht hatten!

In Rom mieteten sie sich ein ganzes Stockwerk auf der Piazza Barberini neben dem Kapuzinerkloster. Die ersten acht Tage befanden sie sich fortwährend auf der Straße, um alle Sehenswürdigkeiten der ewigen Stadt in Augenschein zu nehmen.

Milowanow fühlte sich manchmal dem Wahnsinn nahe; so mächtig wirkte dieser jähe Wechsel auf sein Gehirn. Er erinnerte sich an eine Szene vor fünf Jahren; er arbeitete damals auf einem benachbarten Gute. Durch List gelang es seinen Kameraden, ihn, den sonst so nüchternen Menschen, berauscht zu machen, so daß er irre redete, wie ein Wahnsinniger. Die Erinnerung an diesen Tag erfüllte ihn stets mit Scham. Und dennoch kam er sich jetzt angesichts so vieler Pracht und Herrlichkeit wie ein Trunkener vor; er schwätzte allerhand dummes Zeug und sagte unter anderem eines Tages zu seiner Gattin, indem er auf einige Statuen deutete:

„Sie leben, ich sehe es ja, sie leben, und während der Nacht müssen sie sämtlich umherwandeln."

Nach Verlauf von fünf Tagen hatten sie bereits einen Professor ausfindig gemacht, bei welchem Jegor Unterricht in der Bildhauerei nehmen sollte. In dem Atelier des Professors war gerade ein deutscher Maler zugegen, als das russische Ehepaar dort eintrat, und dieser war von der Schönheit des Fremden so entzückt, daß er ihn inständig bat, er möge ihm zu seinem „König Saul im Stadium der Verzückung" als Modell sitzen.

Milowanows hatten sich in Rom schnell eingelebt; es schien ihnen, als befänden sie sich in ihrem alten Heim. Eines Tages kam Jegor glückstrahlend nach Hause, und indem er seiner Gattin eine Handvoll geneteten Tones zeigte, rief er:

„Jetzt sind wir wieder in Beresopole."

Bald hatte sich um das junge Paar ein großer Schwarm Künstler geschart, besonders Italiener und Deutsche, fast sämtlich unverheiratet, und nach kurzer Zeit bildeten die reichen Russen den Mittelpunkt der Künstlerwelt. Jegor lernte sehr schnell die italienische ,und seine Frau die deutsche Sprache. In der Bildhauerei machte Jegor Milowanow erstaunliche Fortschritte. Bereits nach wenigen Wochen erschienen in den römischen Zeitungen verschiedene Artikel über den „gottbegnadeten, talentvollen jungen Russen, der ohne jegliche Vorbildung sich an eine Statue herangemacht" habe; es stände jedermann frei, von der Wahrheit dieses Berichtes sich zu überzeugen. Viele Künstler, welche voll Neid diese Zeitungsartikel lasen, überzeugten sich persönlich in dem Atelier des Professors von dem Talente Milowanows und prophezeiten ihm, daß er dereinstens seinem Vaterlande große Ehre machen werde.

sozialdemokratischen Zeitungskolporteur eine ehrenrührige Frage vorgelegt. Der Amtsvorsteher bestritt diese Äußerung unter seinem Eid und infolgedessen erfolgte die Verurteilung. Charakteristisch für das Vorgehen gegen die „Bergwacht" ist, daß der Amtsvorsteher nicht gegen das Blatt Strafantrag gestellt hat, das dieselbe Nachricht zuerst brachte.

Aus einer sozialdemokratischen Backstube. Unter dieser Ueberschrift veröffentlicht die Zentrumspresse und nach ihr auch eine große Reihe anderer bürgerlicher Blätter eine Notiz, wonach der „Obergenosse" Bäckermeister Friedrich Kirchmeier in Augsburg-Lechhausen in einer Gerichtsverhandlung sich als arger Lehrlingsschinder erwiesen habe. Er habe seine Lehrlinge von 2 Uhr morgens bis 1 Uhr mittags und obendrein auch noch abends beschäftigt und sie außerdem mißhandelt; so sei einer von dem eifrigen Förderer des Zukunftsstaates an eine Teigmaschine geworfen worden, so daß er eine Verletzung am linken Ellbogen davon trug, andere habe er mit dem Gummischlauch schwer gezüchtigt, mit der Faust auf die Brust gestoßen, Ohrfeigen seien nichts seltenes in diesem sozialdemokratischen Musterbetrieb. Der sozialdemokratische Bäckermeister sei wegen dieser Dinge vom Gericht verurteilt worden. — Die ganze Geschichte ist eine freche Fälschung der „Neuen Augsburger Zeitung", eines frommen Zentrumsblattes. Zwar existiert in Augsburg ein Bäckermeister namens Kirchmeier, der Sozialdemokrat und Gemeindebevollmächtigter in Lechhausen ist, aber er hat niemals wegen derartiger Sachen vor Gericht gestanden. Der verurteilte Lehrlingsschinder ist ein gut bürgerlicher Bäckermeister gleichen Namens, dessen Taten das edle Zentrumsblatt, ohne sich erst näher zu vergewissern, einfach dem ganz unbeteiligten Genossen Kirchmeier ankreidete, um einen Anknüpfungspunkt für eine recht unchristliche Hetze zu haben. Es mußte auch bereits eine de- und wehmütige Berichtigung bringen, von der die andern schwarzen Schwindelblätter, die die Fälschung schmunzelnd abdruckten, natürlich keine Notiz nehmen.

Ein sozialdemokratischer Ehrendoktor in der Schweiz. Letzten Sonnabend wurde in Zürich die neue Universität mit allem akademischen Prunk eingeweiht. Der Neubau hat 5,6 Millionen Franken gekostet, für die kleine Bevölkerung des Kantons Zürich — 600 000 Seelen — ein bedeutendes Opfer für die Wissenschaft. Das Zustandekommen des Baues erforderte drei Volksabstimmungen — zwei kantonale und eine städtische. Die Züricherische Sozialdemokratie war erst in der letzten Hauptabstimmung zu bewegen, die Arbeitermassen für dieses wissenschaftliche Monumentalwerk auf die Beine zu bringen, da eine große Anzahl sozialpolitischer Aufgaben vom Kanton noch vernachlässigt sind. Das Hauptverdienst an dieser wissenschaftsfreundlichen Stellung der Sozialdemokratie hat Genosse Regierungsrat Ernst, der damals das Unterrichtsministerium unter sich hatte. Er ließ es sich trotz seines hohen Alters nicht nehmen, in Arbeiterversammlungen im ganzen Lande für die Annahme des Projektes zu wirken. Bei der Einweihungsfeierlichkeit wurde Genosse Ernst zum Ehrendoktor promoviert. Sonst ist es üblich, daß die Universitäten „klingende" Gönner der Wissenschaft aus der Finanzaristokratie mit dem Ehrendoktor dekorieren, — hier ist einmal ein Mann, der der Universität die Sympathien der Arbeiterschaft gebracht hat, dafür geehrt worden. — Eine weitere Ehrenpromotion dieses Tages hat kulturhistorischen Wert, und das ist die Verleihung des theologischen Ehrendoktors an Pfarrer Traub in Dortmund, ein Protest gegen die preußische Staatskirche. — Dieser Beschluß ist das Werk des aktiven Sozialdemokraten in der theologischen Fakultät, Professor Ragaz, der den Mut hatte, in dem Moment, als seine vorgesetzte Regierung die Arrangeure des Generalstreiks in Untersuchungshaft setzte, den Generalstreik in einer Massenbroschüre als sittliche Tat zu verherrlichen. Es sei bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß an der Züricher Universität jeder Arbeiter eingeschrieben wird und daß die Vorlesungen für „Hörer aller Fakultäten" mit Rücksicht auf die werktätige Bevölkerung am Abend zwischen 6 und 7 Uhr stattfinden.

Die ungarischen Machthaber gegen die Sozialdemokratie. Noch sind die Ausnahmegesetze der ungarischen Regierung nicht warm geworden und schon zeigen sich die Folgen dieser Gesetze. Die Zahl der Bestrafungen wegen Majestätsbeleidigungen schwillt mächtig an. Genosse Stefan Balog erhielt vor einigen Wochen laut dem alten Gesetz wegen Beleidigung des Königs sechs Monate Staatsgefängnis und heute hat die königliche Tafel diese Strafe schon nach dem neuen Gesetz auf anderthalb Jahre Gefängnis erhöht. Derselbe Genosse erhielt am 17. April wiederum wegen Majestätsbeleidigung 1½ Jahre Gefängnis, sodaß er nun drei Jahre Gefängnis abzusitzen hat, wenn der höchste Gerichtshof des Landes, an welchen jetzt die Gerichtsakten gehen, diese Strafe nicht noch erhöht. Ob dem alten König mit dieser Strenge des Gesetzes ein Dienst erwiesen wird, kann bezweifelt werden. Das Parteiorgan, in welchem diese Majestätsbeleidigungsartikel erschienen, ist ohne schwere Geldstrafe davongekommen, was nur ein Versehen der Richter zu sein scheint.

Die ungarisch-slovakische Sozialdemokratie hielt im Preßburger Arbeiterheim ihren vierten Parteitag ab, der von den Organisationen zahlreich beschickt war. Der Parteisekretär Genosse Kubal mußte berichten, daß die Agitation in den vier Jahren, die seit dem letzten Parteitag verflossen sind, große Schwierigkeiten zu überwinden hatte. Auch der Kassenbericht sah sehr traurig aus, und es wird darin über mangelhafte Unterstützung durch die ungarische Parteileitung geklagt. Diese Klagen kehrten auch in der Debatte wieder. — Ueber den Stand der Gewerkschaftsorganisationen referierte Genosse Benda, der anführte, daß es schon Zeiten gegeben habe, wo bis 8000 slovakische Arbeiter gewerkschaftlich organisiert waren, was aber jetzt nicht mehr behauptet werden kann. Eine Ursache dieses schlechten Standes der Organisationen sei der Umstand, daß die in Budapest ihren Sitz habenden Verbände den sprachlichen Bedürfnissen der slovakischen Arbeiter nicht Rechnung tragen; ebenso sei die Schreibweise des magyarischen Zentralorgans „Nepszava" daran schuld, das sich rühme, zur Magyarisierung der Slovaken beigetragen zu haben. In einer Resolution, die einstimmig angenommen wurde, sprach sich der Parteitag für den Anschluß der slovakischen Arbeiter an die zentralen Gewerkschaftsverbände aus, die jedoch aufgefordert werden, den sprachlichen Bedürfnissen Rechnung zu tragen. Ueber „Die slovakische Nationalpolitik und die Sozialdemokratie" referierte Genosse Lehocky, der sowohl an der Nationalpolitik der bürgerlichen Slovaken wie auch an der dem magyarischen Chauvinismus zu weit entgegenkommenden Haltung der ungarischen Parteigenossen und ihres Organs gegenüber den nationalen Fragen Kritik übte. Genosse Buchinger verteidigte die Parteileitung und die „Nepszava" gegen diese und andere Vorwürfe. Es wurde schließlich eine Resolution angenommen, in welcher sich der Parteitag auf das Programm der ungarischen Sozialdemokratie festlegt, das im vierten Punkte die völlige Gleichberechtigung der ungarischen Nationalität fordert. Schließlich wurde noch der bevorstehende Wahlkampf besprochen.

Grundsätze des Kommunismus.*

Der wertvollste Gewinn der modernen Wissenschaft ist der Entwickelungsgedanke. Früher glaubten die Menschen, was der Schein lehrt, nämlich, daß alle Dinge so, wie sie sind, von Anbeginn gewesen seien und bis in alle Ewigkeit bleiben werden. Der sorgsamen wissenschaftlichen Forschung ist es aber gelungen, zu erkennen, daß es nichts Feststehendes, nichts Unbewegliches, nichts Unveränderliches gibt, sondern daß alles, auch das vermeintlich Starre, in unablässiger Umbildung und Bewegung begriffen ist. Heutige Formen haben sich aus früheren entwickelt und werden sich in zukünftige wandeln. Diese Erkenntnis ist die wichtigste wissenschaftliche Errungenschaft des 19. Jahrhunderts, ihr verdanken wir die gewaltigen Fortschritte, die wir seitdem gemacht haben.

Darwin war es, der den Entwicklungsgedanken in die Naturwissenschaft eingeführt hat; Marx und Engels erwarben ihn für die Sozialwissenschaft. Auf ihm beruht der moderne wissenschaftliche Sozialismus. Auch frühere Sozialisten hatten erkannt, daß das soziale Elend seine Wurzel im Kapitalismus hat; mit völliger Klarheit schilderte z. B. Rodbertus (1805—1875), wie aus dem Umstande, daß die Kapitalisten Profit machen, so daß die Arbeiter niemals den vollen Ertrag ihrer Arbeit bekommen, notwendigerweise die Krisen entspringen müssen; und ganz folgerichtig forderte er, als Heilmittel gegen die Krisen, die Beseitigung des Privateigentums, die planmäßige Produktion von Staatswegen, den sozialistischen Staat. Aber wie alle seine Vorgänger lebte er in dem Wahn, daß diese Erkenntnis genüge, um den sozialistischen Staat, etwa durch Gesetz, einzuführen. Erst Marx und Engels erkannten, daß, ebenso wie in der Natur, auch in der menschlichen Gesellschaft alles sich entwickelt.

Das Verständnis für diesen Grundgedanken des wissenschaftlichen Sozialismus zu verbreiten, eignet sich vorzüglich eine Schrift, welche die Vorwärts-Buchhandlung zu Berlin kürzlich herausgegeben hat: Grundsätze des Kommunismus, eine gemeinverständliche Darstellung von Friedrich Engels.** In den 40er Jahren entstanden, ist die Schrift eine Vorarbeit zu dem berühmten „Kommunistischen Manifest" und enthält im wesentlichen keine anderen Gedanken als dieses, aber in einer ganz anderen Form. Es ist eine Eigentümlichkeit, mehr noch von Marx als von Engels, daß sie in denjenigen Arbeiten, die sie selbst veröffentlicht haben, meist in wenige Worte viele Gedanken hineinlegten. Man nehme einen beliebigen Satz aus Marx' klassischen Werken, aus dem „Kapital", aus dem „Elend der Philosophie", aus der „Kritik der politischen Oekonomie", und es wird in der Regel soviel Gedanken enthalten, daß sie auch für eine ganze Abhandlung hinreichen würden. Das hat seine großen Vorzüge, besonders was die Genauigkeit des Ausdrucks anbetrifft; aber es macht natürlich das Verständnis ungeheuer schwer für jeden, der nicht schon gründliche Vorkenntnisse besitzt. Das fällt nun in dieser Vorarbeit fort. Hier sehen wir die Gedanken gewissermaßen selbst erst im Werden begriffen, wir erleben sie mit, und sie werden uns dadurch viel leichter zugänglich und vertraut.

Da springt uns denn der Entwicklungsgedanke auf jeder Seite geradezu ins Auge. Schon aus der Fragestellung — es ist die Katechismusform gewählt, die den Stoff in Frage und Antwort übermittelt, was ebenfalls das Verständnis sehr erleichtert — erfahren wir gleich auf der zweiten Seite, daß es nicht immer Proletarier gegeben hat, woraus ganz von selbst die Frage erwächst, wie denn das Proletariat entstanden sei. Dies gibt Anlaß zu einer höchst anschaulichen Schilderung der industriellen Revolution, die zu Anfang des 19. Jahrhunderts vermittelst der Dampfmaschine das alte Handwerk und die Manufaktur zum modernen Fabriksystem umwandelte und damit die soziale Revolution nach sich zog, welche alle früheren Klassen beseitigte und die zwei modernen Klassen schuf: Bourgeois und Proletarier.

Auf dieser Kenntnis der Vergangenheit beruht das Verständnis der Gegenwart. Nicht nur in den modernen Industrieländern wurden die alten Klassen über den Haufen geworfen, sondern weil die Waren durch die Kraft der Dampfmaschine billiger geliefert wurden, konnten sie auch in die halbbarbarischen Länder eingeführt werden, die damals noch keine Maschinen kannten. So wurden auch diese in den Strudel der kapitalistischen Entwicklung hineingezogen, und die Geschicke aller Völker wurden international aufs engste miteinander verknüpft. Die Absperrung eines Volkes gegen das andere ist nicht mehr möglich. Von den neugeschaffenen Klassen übernimmt die Bourgeoisie, der Besitz und Reichtum zugefallen ist, die politische Herrschaft. Doch indem sie ihren Reichtum und ihre Macht immer mehr vergrößert, vermehrt sie zugleich die Zahl der Proletarier, weil ja nur durch deren Arbeit die Vergrößerung des Kapitals vor sich geht. Indem nun aber die Proletarier niemals in der Lage sind, alle von ihnen selbst produzierten Waren zu kaufen, müssen regelmäßig in kurzen Zwischenräumen Krisen ausbrechen, die unaussprechliches Elend über die Gesamtheit bringen und nur durch Stillstand der Produktion sowie durch Vernichtung ungeheurer Werte das Gleichgewicht wieder herstellen können. — Hier haben wir in wenigen knappen Sätzen ein Ab-

* Aus Julian Borchardts Monatsschrift: „Lichtstrahlen". Preis pro Nummer 10 Pfg. durch die Buchhandlung Friedr. Meyer & Co., Lübeck, Johannisstr. 46.

** Aus dessen Nachlaß herausgegeben von Eduard Bernstein. Preis 20 Pfg.

Und was sagte Pauline hierzu? Als sie die wunderbaren Erfolge sah, welche Jegors Auftreten in der Künstlerwelt erzielte, begann sie von neuem zu zittern und zu zagen. Sie konnte sich nicht denken, daß ein so großes Glück von langer Dauer zu sein vermöge, und bangte deshalb für die Zukunft. Ihr Herz krampfte sich zusammen. Oftmals fuhr sie erschreckt aus ihrem Schlummer auf, und auch im Wachen schien es ihr zuweilen, als blicke ihr Vater aus jener Welt zu ihr hernieder und drohe, er werde sich rächen und all ihr Glück vernichten.

„Wollen wir nicht lieber für immer hier bleiben oder dauernd in ein anderes Land ziehen?" bat sie ihren Gatten wiederholt. „Um Gottes willen, laß uns ja nicht nach Rußland zurückkehren!"

„Ich weiß nicht," antwortete Jegor, „augenblicklich müssen wir ja noch hier bleiben, allein auf ewig uns hier niederzulassen, scheint mir nicht ratsam zu sein. . . . Außerdem ist noch ein Umstand . . ."

Er brach plötzlich ab und wollte nicht weiter sprechen, doch später erklärte er Pauline auf deren dringende Bitten, ein Gedanke verbittere sein Leben . . . daß er nämlich seine alte Mutter einsam und verlassen in Berejopole zurückgelassen habe. Die Sehnsucht nach seiner Mutter warf einen Schatten auf seine Kunst, auf seine Umgebung und selbst auf die Liebe seiner Gattin. Dieser Wunsch, seine Mutter wiederzusehen, konnte ihn schließlich wieder dorthin treiben, wo er weder Künstler noch Gatte gewesen war, sondern nur ein Bauer, ein Leibeigener. Um jedoch seine Sehnsucht zu stillen, gab es nur einen einzigen Ausweg — er mußte fleißig lernen und etwas Großartiges leisten, was ihm in seiner Heimat Ruf verschaffte und die Wege ebnete.

IV.

Ein herrlicher, warmer Junitag lagerte über Berejopole und verlieh dem Orte einen eigenartigen Zauber. Die Sonne vergoldete die Pappelalleen, und mitten aus dem Grün der Bäume lugten anheimelnd die weißen Häuser hervor. Die Sauberkeit und die Ordnung, welche überall herrschten, deuteten auf die Wohlhabenheit des Gutsherrn. Das schmucke Dorf glich eher einem kleinen deutschen Städtchen, als einem russischen Dorfe.

Sowohl auf dem Gute, wie im Dorfe ging es wieder zu, wie in früheren Jahren. Die Herrschaft lebte im Auslande, und Peter Nataswitsch schaltete und waltete hier, wie vormals, ganz unumschränkt. Daß die Fürstin Pauline im Winter hier geschaut hatte, war längst vergessen, oder man erinnerte sich dieses Zwischenfalles nur noch wie eines Traumes.

Gegenüber der Kirche auf der Grenze des Gutes stand seit Menschengedenken eine hohe Säule, an welcher eine Tafel angebracht war, die jedermann verkündigte, daß das Dorf und das Gut Berejopole nebst allen Leibeigenen, sowie dem gesamten lebenden und toten Inventar dem Fürsten Andrej Iwanowitsch Berejopolski gehöre. Seit kurzer Zeit lautete jedoch die Inschrift, daß Berejopole das Eigentum der Frau Praskowia Andrejewna Mikanow sei. Diese Inschrift erregte allgemeines Aufsehen, und zwar nicht bloß in Berejopole und in der Umgegend, sondern auch in Moskau und in St. Petersburg, ja die Kunde davon drang sogar zu dem Kaiser Paul Petrowitsch. Infolge dessen schrieb eine einflußreiche Persönlichkeit an den ihr befreundeten Fürsten Elias Petrowitsch Berejopolski, der Kaiser sei über das Gebaren der Fürstin Pauline sehr ungehalten gewesen und habe sofort den Befehl erteilt, man solle augenblicklich in sämtlichen Archiven nachschauen, ob es im Zarenreiche schon einmal vorgekommen sei, daß eine Fürstin ihren Leibeigenen geheiratet habe. Man meldete dem Kaiser, ein derartiger Fall wäre bereits viermal eingetreten, zweimal unter Katharina I. und einmal unter Elisabeth. Ueberhaupt war man der Ansicht, daß solche Ehen häufig geschlossen würden, nur mit dem Unterschiede, daß in den meisten Fällen die Betreffenden alles sorgsam zu verheimlichen wüßten; das Gesetz enthalte in dieser Beziehung eine Lücke, da es Mesalliancen dieser Art weder gestatte noch verbiete.

Die Bewohner von Berejopole wußten wohl, daß Jegor Iwanowitsch, wie er sich jetzt nennen ließ, mit seiner Gemahlin sich im Auslande befand, sie wußten aber auch, daß das Gut ganz entschieden in andere Hände übergehen müsse, sei es durch Verkauf, sei es durch Erbschaft, sei es durch Konfiskation seitens der Regierung.

An dem oben erwähnten warmen Junitage saß am Ufer des kleinen Flusses, welcher sich hinter dem Gute hinschlängelte, auf einer Bank ein hübsches, junges Mädchen in einer hellblauen Sommertoilette, welche man fast elegant nennen konnte; ihre Schönheit wurde noch erhöht durch zwei Kornblumensträußchen, die sie an Kopf und Brust befestigt hatte. Die blaue Robe paßte zu dem bleichen Gesichte mit den tieftraurigen Augen außerordentlich. Dieses junge Mädchen war niemand anders, als Eugenie.

Die frühere Kammerzofe der Fürstin Pauline bildete augenblicklich in Berejopole das Hauptgespräch, vielleicht wegen Mangel an Unterhaltungsstoff, vielleicht auch wegen der auffälligen Veränderung, welche mit dem Mädchen vorgegangen war. Die lange, schwere Krankheit hatte Eugenie sehr verändert; sie war größer und schlanker geworden und blickte ruhig und ernst, beinahe stolz in die Welt. Sie glich heute nicht mehr einem Bauernmädchen, sondern vielmehr einer Kaufmannsfrau oder einer Gutsbesitzerin. Was für verschiedene Krankheiten es doch gibt, meinten die Bauern kopfschüttelnd. Das Geschick hatte übrigens der hübschen Kleinen hart mitgespielt; sie war zwar nicht gestorben, aber sie hatte alles verloren, was ihr lieb und teuer war auf Erden . . . Eugenie lag noch auf dem Schmerzenslager, als sie hörte, daß die Fürstin mit Jegor nach Berejopole zurückgekehrt sei; ihr Herz sagte ihr sofort, daß die beiden ein Paar werden würden. Obwohl noch sehr leidend, stand sie doch von ihrem Bette auf, ging zu ihrer Herrin und bat dieselbe, sie von den Pflichten eines Stubenmädchens zu entbinden, und ihr zu gestatten, daß sie in ein Kloster gehe. Fürst Elias Petrowitsch, der sich gerade in dem Gemache seiner Cousine befand, schrie beim Anblick Eugeniens laut auf, sagte jedoch kein Wort. Mit Vergnügen gab Fürstin Pauline zu allem ihre Einwilligung und versprach sogar, ihr mit Rat und Tat zur Seite zu stehen.

Eugenie raffte ohne Aufschub alle ihre Sachen zusammen und kehrte in das Haus zurück, in welchem sie von Kindheit an gewohnt hatte. Hier lag sie jetzt stumm und teilnahmslos auf ihrem Bette, ohne eine Silbe zu reden, und ohne sich nur im geringsten zu beschäftigen.

Als sie eines Tages hörte, daß Jegor sich allein zu Hause befand, da die alte Lukeria von der Fürstin ins Schloß gerufen war, faßte sie den Entschluß, in das „erste Häuschen" zu gehen, um Jegor noch einmal zu sehen und zu sprechen. Kaum hatte sie die Türschwelle überschritten, da sprang Jegor vom Stuhle auf und blieb vor ihr stehen. Auch Eugenie wagte nicht weiter zu gehen, sondern schlug wie eine Schuldbeladene die Augen nieder.

„Warum bist Du gekommen?" fragte er finster. „Was willst Du hier?"

„Ich will Abschied von Dir nehmen," flüsterte Eugenie. „Nun, so lebe wohl!"

„Du willst also nicht mehr sprechen? Ich darf keine Frage mehr an Dich richten? Nun, dann lebe auch Du wohl . . . und . . . sei mir nicht böse! Ich bin nicht schuld daran, daß wir uns noch einmal wiedergesehen haben, ich wollte ja sterben, aber ich verstand es nicht . . . Jetzt will ich versuchen zu beten, doch wahrscheinlich wird auch nichts daraus werden . . . Gern hätte ich mich an Dir gerächt, Dein Herz zerfleischt und Deine Seele in den Abgrund gestürzt . . . . Allein ich war zu dumm dazu, auch fehlte mir die Gelegenheit . . . Lebe wohl, Herr . . . Und damit Du mich nicht mit der Peitsche schlagen kannst, wenn Du hier Herr und Gebieter sein wirst, so gehe ich ins Kloster als Büßerin . . . Ich werde jedoch nicht für Dich beten, nein, für Dich lebt nur der Haß in meiner Seele . . . und wird ewig darin leben . . . ewig, ewig! Lebe wohl . . . und sei glücklich, wenn Du glaubst, daß Du es verdient hast!"

(Fortsetzung folgt.)

sisch-klares Bild der Grundlagen unserer gegenwärtigen Wirtschaftsordnung, ohne deren Kenntnis irgend ein politisches Verstehen der Gegenwart unmöglich ist.

Aber nun kommt erst das Wichtigste: die Zukunft. Lehren die bisher betrachteten Tatsachen, daß die große Industrie jetzt der freien Konkurrenz entwachsen ist, so schließt Engels daraus ganz wie Rodbertus, „daß entweder die große Industrie selbst aufgegeben werden muß, was eine absolute Unmöglichkeit ist, oder daß sie eine ganz neue Organisation der Gesellschaft notwendig macht, in welcher die ganze Gesellschaft nach einem festen Plan und nach den Bedürfnissen aller die Produktion lenkt". Aber anders als Rodbertus erkennt Engels, daß die große Industrie erst die Möglichkeit jener künftigen Umwälzung geschaffen hat; denn sie erst hat uns in den Stand gesetzt, so viel von allen Lebensbedürfnissen zu produzieren, daß es für alle reicht. Früher, als bis diese Höhe der Produktion erreicht war, hätte also das Privateigentum nicht abgeschafft werden können. Erst die große Industrie hat Produktivkräfte in einem nie vorher gekannten Maße erzeugt, und dazu noch die Mittel, diese Produktivkräfte in kurzer Zeit ins Unendliche zu vermehren; erst die große Industrie hat diese Produktivkräfte in die Hände weniger Bourgeois zusammengedrängt, und erst durch die große Industrie also hat das Bedürfnis, zugleich aber auch die Mittel einer planmäßigen, gesellschaftlichen Wirtschaft geschaffen. Trotzdem wird diese planmäßige gesellschaftliche Wirtschaft nicht durch irgendeinen willkürlichen Akt der Menschen kommen — „die Kommunisten wissen zu gut, daß alle Verschwörungen nicht nur nutzlos, sondern sogar schädlich sind" — sie wird kommen durch ihre eigene Entwicklung. Die Produktivkräfte werden sich weiter vergrößern über das Maß dessen hinaus, was die Privatkapitalisten, die „Kapitäne der Industrie" meistern können, bis die Enteignung sich als politische Notwendigkeit von selbst ergeben wird.

Es versteht sich, daß in einer so frühen Arbeit sich auch Anschauungen finden, die durch spätere Forschungen von Marx und Engels überholt sind. Insbesondere gilt das für die Angaben über die Preisbildung (S. 11—12), über die erreichte Höhe der Produktivkräfte (S. 22), und einige andere. Es erübrigt sich, sie hier im einzelnen zu widerlegen, denn der denkende Leser, der nicht auf des Meisters Worte schwört, wird auch aus den Irrtümern Anregung schöpfen. Nur eins muß sonderbar berühren: nach unserem Empfinden ist die genialste Stelle der ganzen Schrift die (S. 19—20), wo Engels darlegt, daß „gerade diejenige Eigenschaft der großen Industrie, welche in der heutigen Gesellschaft alles Elend und alle Krisen erzeugt, dieselbe ist, welche unter einer anderen gesellschaftlichen Organisation eben dieses Elend und diese Schwankungen vernichten wird", daß also „die Mittel vorhanden sind, um durch eine neue Gesellschaftsordnung diese Uebel gänzlich zu beseitigen". Es mag sein, daß Engels hier seiner Zeit vorausgeeilt ist; es mag sein, daß der Stand der Entwicklung damals noch nicht so hoch war, wie Engels glaubte. Darum bleibt aber jene Darlegung doch ein Geistesblitz des Genies, der die weitere Entwicklung bis auf den heutigen Tag und noch darüber hinaus beleuchtet und uns Späteren das Verständnis unserer Zeit ungemein erleichtert. Was Engels aus dem damaligen Stand der Dinge, vielleicht etwas zu früh, schloß, das ist in der Zwischenzeit tatsächlich eingetreten. Und gerade diese Stelle, meint Eduard Bernstein, müsse man — — der Jugend des Verfassers wie der damaligen sozialistischen Bewegung zugute halten!

Alles in allem fassen wir unser Urteil dahin zusammen: es ist schon lange keine Schrift erschienen, die das Verständnis des wissenschaftlichen Sozialismus so zu fördern geeignet wäre wie diese.

Gewerkschaftsbewegung.

Zum Streik der Berliner Maßschuhmacher. Drei Wochen sind vergangen, seit die Schuhmachergehilfen der Maßgeschäfte Berlins die Arbeit niedergelegt haben. Der Versuch, aus Wien Arbeitskräfte in größerem Maße heranzuziehen, ist fehlgeschlagen, denn die wenigen von dort zugereisten Schuhmacher reisten nach Klarlegung der Sachlage wieder ab, oder nahmen in der Reparaturbranche Arbeit. Um so mehr versuchen die Meister ihre Arbeit in Berlin selbst und in anderen Städten unter Deckadresse herzustellen, in welchem Vorhaben sie wesentlich unterstützt werden durch die allerwärts in der Branche vorherrschende Heimarbeit. Die Gehilfen allerorts werden daher ersucht, auf die ihnen übergebene Arbeit zu achten, und jede Arbeit, die ihnen verdächtig erscheint, zurückzuweisen. Direkte Verhandlungen mit der Gehilfenkommission haben die Meister vor wenigen Tagen abgelehnt, weil sie sich von solchen Verhandlungen keinen Erfolg versprechen. Erst jetzt scheint die Einsicht gekommen zu sein, daß eine Aussprache doch wohl zweckmäßig sei, und besteht die Möglichkeit, daß in einigen Tagen eine gemeinsame Sitzung der Verhandlungskommission stattfinden wird. Die Meister haben übrigens versucht, mit ihren Arbeitern direkt unter Umgehung des Verbandes zu verhandeln. Sie erließen ein gemeinsames Rundschreiben, unterzeichnet vom Arbeitgeberverband, an sämtliche Gehilfen und fügten die von ihnen bereits zugesagten Bewilligungen hinzu. Dieses ihr Vorgehen begründeten sie damit, daß die Gehilfenkommission die Schuhmacher nicht genau unterrichtet und der Verband den Streik provoziert habe. Ein Vergleich der den Gehilfen übersandten Listen mit denjenigen, die der Kommission bei der letzten Verhandlung vor dem Streik ausgehändigt waren, ergab überraschenderweise viele Abweichungen, sodaß hierdurch schon diese Kampfesweise der Unternehmer der gerechten Verurteilung der Streikenden verfiel. Die Spekulation des Unternehmerverbandes, zwischen den Streikenden und ihrer Leitung Unfrieden zu säen, erzeugte somit das Gegenteil und stehen die Streikenden geschlossener und zuversichtlicher denn je im Kampfe, da bereits 18 Geschäfte mit 120 Gehilfen einen neuen Vertrag mit der Organisation eingegangen sind.

Vier Monate Gefängnis für einen Backenstreich! Natürlich war diese exorbitante Strafe einem Streikenden zugedacht, der einem Arbeitswilligen einen Backenstreich gegeben hatte. Der Fuhrherr Schmiediger in Berlin entließ eines Tages einen Kutscher, weil er vernommen hatte, daß dieser im Transportarbeiterverband eine Rolle spiele. Die anderen Kutscher, etwa 30 an der Zahl, erklärten sich mit ihrem Kollegen solidarisch und verlangten die Wiedereinstellung des Entlassenen. Da dies abgelehnt wurde, legten sie die Arbeit nieder. Einige Tage darauf nahm ein Kutscher Korsch, der sich an der Beschlußfassung für Einstellung der Arbeit beteiligt hatte, die Arbeit wieder auf. Es kam infolgedessen zwischen Korsch und den streikenden Arbeitern zu einer kleinen Rempelei, wobei Kutscher August Jden dem Korsch einen Backenstreich versetzte. Die 134. Abteilung des Schöffengerichts Berlin-Mitte verurteilte deshalb Jden wegen vorsätzlicher Körperverletzung zu vier Monaten Gefängnis. Der Vorsitzende, Amtsgerichtsrat Reich, bemerkte in der Urteilsbegründung: Die Handlungsweise des Angeklagten und seiner unbekannten Helfershelfer stelle eine Gefährdung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung dar. Es rechtfertige sich deshalb die erkannte Strafe. Der Verteidiger Rechtsanwalt Dr. Kurt Rosenfeld legte Berufung ein und führte in der Verhandlung am Freitag vor der 5. Strafkammer des Landgerichts 1 Berlin aus: Die Strafe rechtfertige sich in keiner Weise, da einmal der Backenstreich keinerlei Folgen für Korsch gehabt habe, andererseits aber berücksichtigt werden müsse, daß Korsch selbst den Streik mit beschlossen und anfänglich mit gestreikt habe, mithin Jden in erklärlicher Erregung gewesen sei. Der Vertreter der Staatsanwaltschaft, Gerichtsassessor Dr. Wandel, bemerkte: Es sei wohl erforderlich, die Arbeitswilligen besonders zu schützen, allein er erkenne an, daß Jden in erklärlicher Erregung gehandelt habe, auch seien keinerlei Folgen durch die Körperverletzung eingetreten. Er beantrage deshalb die Strafe auf zwei Monate herabzusetzen. Das Gericht trat den Ausführungen des Statsanwalts und des Verteidigers bei; es setzte die Strafe auf sechs Wochen herab. Auch diese Strafe ist für eine Ohrfeige noch viel zu hoch.

Arbeiterausschußwahlen in Köln. In den beiden letzten Wochen fanden die Wahlen für acht der wichtigsten Arbeiterausschüsse in den stadtkölnischen Betrieben statt. Für die Kandidaten der freien Gewerkschaften wurden 1499, für die christlichen Kandidaten 2166, für andere Listen 455 Stimmen abgegeben. Die freien Gewerkschaften brachten 29, die Christlichen 38, die Sonderorganisationen 4 Kandidaten durch.

Zimmerstreik in Schandau. Bei der Firma Holzmann u. Co., die in Schandau Bahnbauten ausführt, streiken sämtliche dort beschäftigte 45 Zimmerer. Die Firma sucht auswärts Arbeitswillige.

Ofensetzerstreik in Nürnberg? In Nürnberg, wo die Unternehmer den Ofensetzern den Tarif gekündigt haben, um den Lohn zu kürzen, ist die Situation sehr ernst. Die Töpfer haben bereits beschlossen, am 27. April den Abwehrstreik zu reklamieren. Falls nicht noch in letzter Stunde eine Einigung erfolgt, dürfte es zum Kampfe kommen.

Internationales.

England. Einigung im Londoner Bauarbeiterkampf? In dem seit 3 Monaten dauernden Kampf der Londoner Bauarbeiter scheint eine Einigung nahe bevorzustehen. Das offizielle Landesgericht hat beiden Parteien einen Einigungsvorschlag gemacht, der die Zustimmung beider Teile finden dürfte. Danach sollen u. a. alle Streitigkeiten in Zukunft einem Schiedsgericht vorgelegt werden und die beiderseitigen Vorstände die Garantie für die Innehaltung des neuen Vertrages übernehmen. Sogenannte Sympathiestreiks werden ganz ausgeschaltet. Die Forderung der Unternehmer, nicht mit der Föderation der Bauarbeiterverbände, sondern mit den einzelnen Verbänden verhandeln zu wollen, soll erfüllt werden. Ueber diese Vorschläge soll auf beiden Seiten eine Urabstimmung bis zum 28. April entscheiden.

Im Gespenstergefängnis.

Der nachstehende Bericht des Genossen Peter Sergijew, der 1½ Jahre im berüchtigten Kerker von Orel zubrachte, gehört zu den furchtbarsten, erschütterndsten Schilderungen der heutigen russischen Gefängnisgreuel. Wir bringen dieses authentische Dokument mit einigen unwesentlichen Kürzungen als Beitrag zu der jetzt lebhaft erörterten Frage über die Leiden der politischen Gefangenen in Rußland.

Schon den dritten Tag reisten wir in Etappen. Die Sträflingsschar zählte 40 Köpfe, und es befanden sich darunter lebenslänglich Verurteilte, Katorgagefangene mit Fesseln an Händen und Füßen und andere, die nach Sibirien verbannt waren. Die meisten erwartete eine 5—6jährige Katorgastrafe, nur sechs waren auf unbestimmte Zeit verurteilt. Der Prozentsatz der nach Gerichtsurteil zu Bestrafenden war nicht groß, dafür bildeten die administrativ Verurteilten einen Drittel der ganzen Partie. Es waren zumeist Arbeiter und Studenten, dazu kamen kleinere Diebe und Vagabunden.

Ich war neugierig, das Oreler Gefängnis zu sehen, nach welchem wir geführt werden sollten. Kamen doch von dorther verschiedene grauenhafte, unglaubliche Gerüchte; darüber, daß man dort geschlagen, für alles geschlagen werde: dafür, daß du krank bist, und dafür, daß du gut aussiehst; dafür, daß du ein Jude bist, und dafür, daß du ein Russe bist; dafür, daß du das Kreuz auf der Brust hast, und dafür, daß du keins hast. Mit einem Wort, überall hörten wir immer sagen: geschlagen, geschlagen, zu Tode geschlagen. . . .

* * *

„Vorwärts, Kinder!" wendete sich der Unteroffizier an uns, „haltet euch aufrecht! Benehmt euch beim Eingang soldatenmäßig. Denket an das Kreuz auf der Brust. Denn das ist ja kein Gefängnis, sondern — ein Grab. Ich sage das, weil ihr mir leid tut."

Manche griffen schleunigst nach dem Kreuz, in der Hoffnung, daß dieser Talisman sie vor dem Peitschen schützen werde. Andere gaben mit der Hand ein Zeichen, daß es ihnen gleichgültig sei. Es ist ja alles gleich, man wird uns ja sowieso schlagen, das Kreuz erlöst uns nicht.

Ohne einen Befehl abzuwarten, entblößten die Verurteilten ihre Köpfe, als sie sich dem schweren eisernen Tore näherten. Ganz unwillkürlich nahm auch ich die graue Arrestantenmütze ab, ein sichtbares Zeichen meiner Erniedrigung. Und als ich sie in meiner Hand sah, bemerkte ich, daß alle barhaupt dastanden. Vor Wut wurde ich ganz rot und so schnell als möglich bedeckte ich den Kopf wieder.

„Die Mützen abnehmen!" schrie in diesem Moment der uns begleitende Unteroffizier.

Es kamen einige Aufseher und der Assistent des Gefängnisdirektors übernahm die Partie.

„Sangailo," ging ein leises Flüstern durch die Menge. — „Das Vieh — er tötet uns," murmelten die Lippen, vergilbt wie Blätter.

Mürrisch, schweigend traten wir paarweise in einen hohen, dunklen Korridor. Der Klang der Fesseln schallte dröhnend und wehevoll durch den aschgrauen Raum, wie das Grabgeläute an einem nebelgrauen Herbstnachmittage. Was wird nun kommen? Mit dumpfem Schlage schloß sich das Tor hinter dem letzten Paare.

„In Reihen schließen — Hund hinter Hund!" schallte das Kommando. „Ihr seid in Orel. An Orel werdet ihr denken, ihr werdet sehen." Die Arrestanten standen da, eine lange graue Menschenkette. Ihre Gesichter waren steingrau. Sie schauten einander nicht an, als ob sie sich schämten, sich gegenseitig in die Augen zu blicken. Eine würgende Bitterkeit stieg in der Kehle empor.

Der Assistent Sangailo überflog mit einem Seitenblick die Reihe der grauen Schatten. Er prüfte die Gefangenenliste und kommandierte: „Empfangen! — Ins Bad!"

Die Bedeutung der Worte war uns allen bekannt. „Empfangen" heißt „Schlagen". „Ins Bad" heißt „in die Folterkammer". Nun ist das Ende da. Es war als zerreiße etwas in der Brust. Die klebrige Bitterkeit in der Gurgel verschwand. Dumpfe Stumpfheit im Kopf. Der Kopf wie zersprungen.

Wir traten in eine geräumiges, sauberes Badezimmer, das nichts Schlechtes zu verraten schien. Hinter uns kamen 40 Aufseher, ein Oberaufseher und der Assistent Graf Sangailo.

„Entkleiden, rasch!"

Mit Mühe zogen wir die Wäsche aus, die Hände zitterten und verwickelten sich in den Ketten. In der Mitte wurde ein Tisch aufgestellt, an welchen der Assistent und der Oberaufseher sich setzten. Auf dem Tische wurden die Liste und andere Dokumente ausgebreitet. Eine Weile blätterte der Assistent in den Papieren. Er nahm ein Dokument heraus, besah es, dann warf er es auf die Seite, nahm es wieder. Mit einer milden, hinterlistigen Stimme rief er: „Ist der Petrow hier? Bitte näher zu treten."

Eine furchtbare Wut erfüllte meine Seele bei dieser ganzen Komödie mit dem Entkleiden. Die frühere Apathie und das Gefühl der Machtlosigkeit verschwanden spurlos. Die Verzweiflung und Wut eines Tieres, das geschlachtet wird, wurden mit aller Gewalt in mir wach. Mit dem Rest meines Bewußtseins mich zurückhaltend, trat ich mit sicherem Schritte, dem Assistenten fest in die Augen schauend, auf den Tisch zu. „Oho!" brummte er, den Browning in die Hand nehmend. Er legte ihn aber gleich wieder weg. Sein milder Gesichtsausdruck verschwand. Er sah mich mit seinen Schreckensaugen an.

„Du bist Semen Petrow? Warum bist du verurteilt?"

„Nach dem Paragraphen 102, wegen Zugehörigkeit zur sozial-revolutionären Partei.."

„Kannst du nicht anders antworten? Du Hundesohn, ich geb' dir eine Partei. Vergiß, Halunke, daß du ein Student warst . . ."

„Sie haben kein Recht, zu schreien und uns zu verspotten. Wir . . ."

„Nehmt den Schurken!"

Plötzlich spürte ich etwas Heißes auf Schultern, Rücken und auf dem Kopfe. Ich fiel auf den kalten, steinernen Fußboden. Ich biß mit den Zähnen, kratzte und zerriß alles, was ich nur zwischen die Finger bekam. Schmerzen empfand ich nicht, nur der ganze Körper brannte wie Feuer. Der Mund war voll Haare und Blut. Mit einem Auge sah ich schon nichts mehr. Ich erinnere mich nur noch an den letzten Schlag — einen Fußtritt mit genagelten Stiefel ins Gesicht. Vor den Augen entzündeten sich grüne und gelbe Ringe. Ich verlor das Bewußtsein.

Ich befand mich noch im Zustande der schweren Bewußtlosigkeit, als ich ins Krankenhaus gebracht wurde. Die erste Empfindung nach dem Erwachen war die Freude: „Ich lebe ja noch." — Gott, wie es gut ist! Ich wollte mich rühren, stöhnte vor Schmerzen und wurde wieder bewußtlos.

* * *

Das ist der „Empfang", der mir in dem berühmten Oreler Gefängnis bereitet wurde.

Jetzt wartete meiner das Leben — ein jahrelanges Leben in dieser Hölle. Es warteten meiner schreckliche, unmenschliche Erniedrigungen, eine grausame tierische Dressur. Mit dieser „Disziplin" brüstet sich ja die ganze Gefängnisadministration.

„Bei uns ist's nicht so einfach. — Orel! Denke immer, daß du in Orel bist," sprachen oft die Aufseher, neue Folter für uns ersinnend. Wenn ich heute darüber nachdenke, so kann ich gar nicht begreifen, warum trotz aller Beleidigungen und Foltern die Menschen ihr Leben nicht mit Selbstmord, oder einem verzweiflungsvollen Angriff auf die Obrigkeit verkürzten. Unter den Genossen befanden sich doch Leute mit unzweifelhafter Körper- und Geisteskraft, die früher Heldentaten geleistet hatten, die durch ihre Härte und Kompromißlosigkeit bekannt waren, in anderen Gefängnissen ständig mit der Behörde im Konflikt lagen und mit Strafen und Karzer zu tun hatten. In Orel aber ertrugen sie im allgemeinen die unglaublichsten Leiden. Nur selten griffen sie zum Selbstmord. Wenn ich heute meinen damaligen Zustand betrachte, so komme ich zu der Ueberzeugung, daß die übergroße Zahl der tierischen Foltern diese Apathie hervorgerufen haben muß.

Ich erinnere mich, wie ich, als ich im Krankenhaus die Gesundheit wieder erlangte, in einen Zustand völliger Apathie und gänzlicher Stumpfheit verfiel, Leben und Tod waren mir gleichgültig. Das Interesse für das Leben war verschwunden, aber es fehlte die Willenskraft, den Tod zu suchen. Mancher ist nicht imstande, alle diese Schläge zu überleben. Ich verdanke meine Rettung teilweise meinem starken Organismus und teilweise der freundlichen Behandlung eines Aufsehers, der aus derselben Gegend wie ich stammte und mich infolgedessen als Landsmann behandelte.

Infolge der ständigen Beschimpfungen und Beleidigungen empfand ich keine moralischen Leiden mehr. Ich fühlte nur den physischen Schmerz, und dem wollte ich vor allem ausweichen. Die Empfindlichkeit kehrte manchmal zurück. In solchen Momenten beherrschten meine Seele Verzweiflung und Schmerz. Eine bittere Reue kam über mich, eine Sehnsucht nach Freiheit und Menschenwürde, die nun für immer verloren waren. Die Verachtung überkam mich, ich begehrte nach größern Leiden, um in mir den Menschen vollständig zu töten. „Schau, wie tief du gefallen bist! Es gibt keine Schande mehr, die du nicht ertragen kannst. Du duldest, was kein Tier aushielte." Manchmal wollte ich beißen, brüllen, mit dem Kopf vor Verzweiflung an die Wand schlagen. Ich habe einen Selbstmordversuch gemacht, aber vergebens. Jetzt bin ich fähig zu leben, vielleicht auch zu arbeiten. Doch nie, nie werde ich mir verzeihen können, daß ich fähig war, eine solche Menge Schande zu ertragen. Es gibt eine Grenze der Erniedrigung, die der Mensch nicht überschreiten darf.

* * *

Als ich mich nach der Krankheit wieder einigermaßen erholt hatte, wurde ich aus dem Spital entlassen und in eine Einzelzelle gesperrt. Mit diesem Tag fing die grausame Dressur und Quälerei an.

Warum bin ich nicht gleich gestorben? Ich schäme mich, alles zu gestehen, was ich erlebt habe. Zum Beispiel den täglichen Spaziergang: der findet unter der Aufsicht des Assistenten Anenski, des Oberaufsehers und des Inspektionsassistenten im Gefängnishofe statt. Die Sträflinge gehen paarweise, stramm, in langsamem Schritt, die Bewegungen auf Befehl des Aufsehers ausführend. Zu sprechen oder umherzuschauen ist verboten. So ein Spaziergang müßte unter anderen Umständen eine Erleichterung sein. Aber unsere Henker verstanden es, daraus eine Folter zu machen. Wir kehrten in unsere Zellen geprügelt und wie gebrochen zurück. Mit Freuden hätte ich auf dieses Privilegium verzichtet, aber der Spaziergang war obligatorisch.

Der Assistent Anenski achtete darauf, daß die Gefangenen alle in Reih und Glied standen. Sobald er die kleinste Abweichung bemerkte, fing er an, die Leute auszurichten, indem er auf Rücken, Brust und Unterkiefer Schläge austeilte. Nach der Abendkontrolle fing das Gebet an. Alle mußten beten; die Konfession kam nicht in Betracht.

„Ich werde euch Halunken alle zum richtigen Glauben bekehren," pflegte er zu sagen. Und wirklich. Seine Missionstätigkeit trug staunenswerte Früchte. Alle beteten: Russen

und Tartaren, Juden, Lutheraner und Atheisten. Nach der Kontrolle legten wir uns stillschweigend schlafen. Auf der Schlafbahre darf man sich nicht rühren, damit das Kettengerassel nicht die Ruhe stört. Niemand wagte zu sprechen, nicht einmal ganz leise. Wir waren in so hohem Grade terrorisiert, daß uns ein mit normaler Stimmkraft ausgesprochenes Wort als etwas Unbegreifliches und Schreckliches vorkam. Nachts mußten wir uns zu dem Schmutzkübel (Parascha) stehlen, sonst meldete der Aufseher am Morgen gleich, daß der und der aufgestanden und in der Zelle herumspaziert sei. Ich kenne Gefangene, die aus Furcht ihre Bedürfnisse auf der Schlafstelle befriedigten. Bei den meisten entwickelten sich verschiedene Magenkrankheiten.

Tagsüber, wenn ein Aufseher durch den „Judas" (ein kleines Fenster in der Tür) schaute, waren wir verpflichtet, aufzustehen und stramme Haltung anzunehmen, sonst wurden wir geschlagen. Ich hatte in Orel einmal das Mißgeschick, an rheumatischen Anfällen zu leiden. Als der Assistent Anenski eines Tages durch den „Judas" guckte, konnte ich mich nicht erheben. Alle Anstrengungen waren erfolglos. Ich wollte mich mit beiden Händen an der Wand stützen, doch die Hände fielen kraftlos herab. Anenski machte die Tür auf, rief den Tagesaufseher und sagte kurz: „Nehmt ihn!"

Weiß Gott, war es die Schwäche, waren es meine Leiden, die mir den Gedanken eingaben, an das menschliche Mitgefühl des Assistenten zu apellieren, an ein Mitleid, welches er gar nicht besaß. Er zögerte einen Augenblick. Sollte er mir glauben oder nicht? Wahrscheinlich war mein Aussehen ein genügender Beweis meiner Krankheit. Schließlich siegte doch die Barbarei. „Simulation!" schrie er. „Zum Doktor!" Der Arzt kam, sah mich an und erklärte mich für gesund. Ich wurde schrecklich geschlagen, man steckte mich in eine Zwangsjacke und warf mich in den Karzer. Ich fing an Blut zu spucken.

Wie schwer ist es, das alles zu beschreiben und zu bekennen, daß man diese Schändung seiner Menschenwürde ertragen mußte. Es ist, als ob man alle diese Qualen nochmal durchlebte. Der Gedanke aber hat meine Kräfte aufrecht erhalten: „Du mußt den Menschen alles sagen, was du gelitten hast, was du und deine Genossen in dieser Hölle durchlebt haben. Es ist deine Pflicht — eine schwere, schmerzliche Pflicht."

(Schluß folgt.)

Soziales.

Eine „christliche" Landarbeiterdebatte gab es am Donnerstag auf dem kirchlichsozialen Kongreß in Wiesbaden. Der bekannte Oberagrarier und konservative Reichstagskandidat Professor Dade-Berlin referierte über die innere Kolonisation, die auch die Konservativen nunmehr gezwungenermaßen und sehr gegen ihren Willen auf ihre Fahne geschrieben haben, wobei sie ihr Junkergewissen mit der Hoffnung salvieren, daß die innere Kolonisation einige hunderttausend fügsame, an die Scholle gebundene Landarbeiter liefern werde. In der Debatte tat sich der Generalsekretär der christlichen Gewerkschaften, Reichstagsabgeordneter Behrens, hervor, mimte den Freund und Fürsprecher der Landarbeiter, als welcher er sich im Reichstag bisher allerdings nicht gezeigt hat. Uebrigens behauptete er auch hier, daß die Landarbeiter durchschnittlich höher entlohnt seien als die Industriearbeiter der unteren Lohnklassen, sie gingen jedoch wegen der rückständigen sozialen Verhältnisse vom Lande fort. Der Kongreßpräsident Geheimrat Prof. Dr. Seeberg-Berlin erklärte, daß die heutige Abhängigkeit der Landarbeiter moderner Menschen unwürdig sei. Aehnliche Bemerkungen machte Prof. Lezius-Königsberg, der übrigens statt des schwer zu beschaffenden Bodenbesitzes für die Ansiedler einen sicheren Nutzungswert wünscht. Interessant ist, daß Baron von Bistram-Blankenburg entschieden die gelben Gewerkschaften verwarf, deren gepreßte Mitglieder dann doch rote Stimmzettel abgäben! Verschiedene dieser Redner forderten Organisationsfreiheit für die Landarbeiter, aber natürlich nur für eine „christlichnationale" Organisation, deren Wert genügend aus dem Verlangen hervorgeht, daß sie von den — Unternehmern unterstützt werden soll! Im Schlußwort bedauerte Prof. Dade nur, daß kein ostelbischer Grundherr seine Bedenken geltend gemacht habe, denn die Durchführung radikaler Forderungen könne eher Unsinn als Wohltat werden. Da applaudierte man, und das wäre wohl auch geschehen, wenn der Januschauer oder der Westarp aufgetreten wären.

Geeinigt. Vor dem Versicherungsamt ist gestern eine Einigung zwischen der Betriebskrankenkasse der Firma Zeiß in Jena und den Aerzten zustande gekommen. Die Aerzte nehmen heute die Tätigkeit wieder auf.

Kommunales.

Frauen in der städtischen Armenverwaltung. Den oft wiederholten Anregungen und Forderungen der sozialdemokratischen Stadtverordneten in Brandenburg a. Havel auf Einbeziehung von Frauen in den Dienst der städtischen Armenpflege hat der dortige Magistrat mit Beginn des neuen Geschäftsjahres Rechnung getragen. Nach einer Mitteilung des Zweiten Bürgermeisters in der am Donnerstag stattgefundenen Sitzung der Stadtverordneten sind vom 1. April d. J. ab 14 Frauen als Armenpflegerinnen bestellt und mit ihren Dienstobliegenheiten vertraut gemacht worden.

Aus dem Gerichtssaal.

Die beleidigte Essener Polizei. Wegen öffentlicher Beleidigung der Essener Polizei in einem Flugblatt und in einem Vortrage, den der Angestellte des Transportarbeiter-Verbandes in Bochum, der Genosse Kimmritz, in einer Chauffeurversammlung in Essen gehalten hatte, hatte sich K. am 22. d. M. zum zweitenmal vor der Essener Strafkammer zu verantworten. Kimmritz war von derselben Kammer im vorigen Jahre freigesprochen worden. Das Gericht hatte ihm den Schutz des § 193 (Wahrung berechtigter Interessen) zugebilligt und dem Angeklagten geglaubt, die Essener Polizei in seinem Flugblatt und in seinem Vortrage überhaupt nicht genannt noch gemeint zu haben. Die Beleidigung wurde in dem Satz des von Kimmritz verfaßten Flugblattes gefunden: „Dazu gesellt sich die schikanöse Behandlung seitens der Polizeibehörden". Denselben Ausdruck sollte er in seinem Vortrag gebraucht haben. Gegen das freisprechende Urteil hatte die Staatsanwaltschaft Revision beim Reichsgericht eingelegt. Dieses verwies die Sache an die Vorinstanz zurück. In der neuen Verhandlung ging das Gericht mit großer Gründlichkeit zu Werke. Der Kriminalbeamte, der die Versammlung überwacht hatte, mußte als Zeuge seine Aufzeichnungen über die Rede Kimmritz verlesen, ebenso wurde das Flugblatt verlesen. Nirgends aber war die Essener Polizei genannt. Kimmritz betonte, daß es ihm nur um die Kritisierung und Beseitigung des Systems der Chauffeurbesitzungen angekommen sei, daß sich in der Errichtung von sogenannten Autoheim in den Orten des Industriegebietes, sowie in enorm hohen Geldstrafen wegen der nichtigsten Vergehen äußere. Eine interessante Kontroverse entspann sich zwischen Staatsanwalt und Verteidiger über die Bedeutung des Ausdrucks „schikanös". Der Staatsanwalt beantragte eine Geldstrafe von 100 Mk. Das Gericht erkannte nach längerer Beratung wiederum auf Freisprechung. Dem Angeklagten sei zu glauben, daß er nicht die Essener Polizei habe treffen wollen. Die Kosten wurden der Staatskasse auferlegt. Für die empfindliche Essener Polizei kein befriedigendes Resultat. Kimmritz hat übrigens gegen sie eine Schadenersatzklage wegen Beschlagnahme der Verbandslisten eingereicht, die noch beim Oberlandesgericht schwebt.

Dem Volke muß die Religion erhalten bleiben. Vor der Strafkammer in Nordhausen hatte sich der Genosse Kleinspehn von der „Nordhäuser Volkszeitung" wegen Richterbeleidigung zu verantworten. Infolge des von einem Weber in Forst i. L. angestrebten Kirchenaustritts für seine religionsunmündigen Kinder drohte diesem der dortige Amtsrichter, der zugleich Vormundschaftsrichter ist, mit der Beschränkung des Erziehungsrechtes für die zum Austritt Angemeldeten. Er müsse, wenn die Kinder nicht vom Vater einem anderen Glauben zugeführt würden, einen Vormund einsetzen. Die „Nordh. Volkszeitung" nannte dieses Verfahren „eine von richterlicher Willkür diktierte Rechtsbeugung". Es wurde Anklage erhoben und Genosse Kleinspehn zu 300 Mark Geldstrafe verurteilt. Das Gericht erklärte, der Vormundschaftsrichter habe nur seine Pflicht getan. — Wie herrlich weit haben wir es gebracht: Das Gesetz will Freiheit des Kirchenaustritts; die Bureaukratie aber verhindert dies.

Genossenschaftsbewegung.

Vom Kampf um die Volksversicherung. Die öffentlichrechtlichen Anstalten des Herrn Dr. Kapp haben offenbar die Absicht, sich in Bayern festzusetzen und zu diesem Zwecke nicht nur die Volksfürsorge zu bekämpfen, sondern auch der deutschen Volksversicherung A.-G. und damit den Privatgesellschaften das Feld streitig zu machen. Um das möglichst unauffällig zu erreichen, geben sie seit 1. März eine dreimal wöchentlich erscheinende Zeitungskorrespondenz zur Beeinflussung des Volkes durch die Presse heraus, worin sie für sich eine aufdringliche Reklame machen, ohne geradezu besonders wählerisch in den Mitteln zur Herabsetzung ihrer Konkurrenz zu sein. Diese Korrespondenz führt den Titel: „Volkswohlfahrt, Süddeutsche Mitteilungen zur sozialen Fürsorge im Versicherungswesen". Dieser mit der Sache gar nicht im Einklang stehende Titel ist sicher aus spekulativen Gründen der Volksfürsorge nachgebildet. In Wirklichkeit handelt es sich dabei um einen unterirdischen Kanal, durch welchen oft recht unsauberes Material in die Presse geleitet werden wird. Die bis jetzt erschienenen Nummern beschäftigen sich ausschließlich mit der D. V. A. G., die nur als die „private Volksversicherungsaktiengesellschaft" angesprochen wird, und deren Mängel rücksichtslos aufgedeckt werden. Die in der Tat unsaubere und unlautere Propaganda der D. V. A. G., die sich besonders schofel der Volksfürsorge gegenüber erweist, wird durch zahlreiche Beispiele belegt. Eins davon ist besonders interessant. Wie die Macher der D. V. A. G. immer versuchen, gegen die Volksfürsorge Stimmung zu machen, indem sie von den „hohen Gehältern der Angestellten und Aufsichtsräte" derselben sprechen, hatten sie auch behauptet, die Oeffentlich-Rechtliche hätte viermal so hohe Verwaltungskosten als die D. V. A. G. Darauf antwortete die von Dr. M. J. Jacobi in München gezeichnete Korrespondenz: „Das ist glatte Unwahrheit! Weder die Oeffentlich-Rechtliche, noch die D. V. A. G. haben bisher einen Jahresabschluß veröffentlicht, dem die Unkosten hätten entnommen werden können. Es werden also nur Vermutungen in recht fahrlässiger Weise als Tatsachen hingestellt. Auffälliger ist noch andererseits, daß die „private Volksversicherungsaktiengesellschaft" am 31. Dezember 1913 ungefähr 3,3 Millionen Mark Antragssumme und rund 22 000 Mark Prämieneinnahme zu verzeichnen hatte, während der Direktor und der Mathematiker dieser „gemeinnützigen, selbstlosen" Aktiengesellschaft allein 47000 Mark Jahresgehalt beziehen! Wo bleiben da die „billigen Verwaltungskosten"? Man sieht: Wenn zwei sich streiten, erfahren die anderen die Wahrheit!

Aus Nah und Fern.

Vom Exbürgermeister Dr. Alexander. Nach der Köslliner Zeitung teilte die Stadtgemeinde Köslin der Staatsanwaltschaft mit, daß der Verdacht bestehe, daß der Schwindler Thormann, alias Alexander, zwei Quittungen im Betrage von 386 und 500 Mk. zu Unrecht erhoben hat. Er wurde nach Köslin übergeführt, wo die weitere Vernehmung stattfindet. Die Beschuldigung, eine seiner früheren Geliebten vergiftet zu haben, bezeichnet Thormann als falsch.

Sich selbst gerichtet. Der Kaufmann Gustav Goedicke in Berlin, der am 4. März seine Mutter erdrosselte, hat sich im Untersuchungsgefängnis erhängt.

Stillegung eines Phönixwerkes. Das Hochofenwerk der Phoenix-Aktiengesellschaft in Kupferdreh, das bis vor kurzem 260 Arbeiter beschäftigte, ist endgültig stillgelegt worden. Die älteren Arbeiter wurden pensioniert, während die jüngeren teilweise in anderen Betrieben der Phönix-Gesellschaft Arbeit erhalten haben. Um der Gemeinde Kupferdreh, die von der Stillegung naturgemäß empfindlich getroffen wird, die Übergangsschwierigkeiten zu erleichtern, hat Phoenix sich bereit erklärt, die von den Kupferdreher Werken bisher gezahlten Steuern in einer Jahreshöhe von 9000 Mk. auf weitere vier Jahre über die Stillegung hinaus zu bezahlen.

Schwerer Unfall auf einem Güterbahnhof. Auf dem Güterbahnhof in Langendreer (Westfalen) riß am Sonnabend beim Umladen von Waren aus einem Güterwagen die Kette eines Ladekrans, an dem eine schwere Walze hing. Die Walze fiel herab und traf zwei Rottenarbeiter, die beide gefährlich verletzt wurden. Dem einen wurde der Leib aufgerissen.

Nicht einmal eine Million hat nach dem Zeugnis des Zentrumsabg. Dr. Porsch der Kardinal Kopp hinterlassen. Gegenüber der Meldung, daß Kardinal Kopp 7 Millionen Mark Vermögen hinterlassen habe, erläßt Dr. Porsch die folgende Erklärung: „Der Herr Kardinal, welcher für seine Person außerordentlich asketisch lebte, hat mir als seinem Testamentsvollstrecker wiederholt erklärt: ich würde nach seinem Tode große Ersparnisse nicht vorfinden, da er, was er einnehme, auch im allgemeinen Interesse ausgeben zu sollen für seine Pflicht halte. Das hat er auch reichlich getan. Nicht nur für rein kirchliche Zwecke. Eine Betrachtung über ihn, welche ich eben las, aus der Feder eines objektiven Mannes, der nicht zu seinen Anhängern zählte, rühmt den verewigten Kardinal mit Recht als einen „Vater der Armen, einen freigebigen Förderer von Kunst und Wissenschaft". Was ich in seinem Nachlaß vorfand, hat das in noch größerem Maße bestätigt, als ich es schon annahm. Demgemäß habe ich nicht einmal eine Million ersparter Gelder aufgefunden, geschweige denn sieben Millionen. Seiner Familie hat er wenig hinterlassen, das meiste für allgemeine und gute Zwecke. Ich darf wohl erwarten, daß die Blätter, welche andere Mitteilungen gebracht haben, sie vollständig berichtigen." Die Zentrumspresse regt sich außerordentlich darüber auf, daß die Meldung von der Sieben-Millionen-Hinterlassenschaft des Kardinals Kopp durch die Presse gegangen und daß ein sozialdemokratisches Blatt auf die infame Bebelhetze der Zentrumspresse verwies, bei welcher bekanntlich wochenlang die falsche Nachricht, daß Bebel eine Million hinterlassen habe, trotz aller Berichtigungen immer wieder durch die Zentrumspresse gejagt wurde. Nach jenem Vorgang hat die Zentrumspresse allerdings keinen Anlaß, erregt darüber zu sein, daß auch Mitteilungen über die Hinterlassenschaft Kopps gemacht werden. Der sozialdemokratischen Presse sind im allgemeinen diese Privatangelegenheiten höchst gleichgültig. Aber es muß den Zentrumsorganen doch einmal mit gleicher Münze heimgezahlt werden, obwohl wenig Hoffnung besteht, daß sich die Kaplansblätter darob bessern werden.

Und immer wieder Spionage! In Straßburg i. Els. wurden zwei Personen verhaftet, die versucht haben sollen, erst auf den Schießstandsanlagen und dann in der Nähe der Fliegerstation photographische Aufnahmen zu machen. Der Militärposten veranlaßte die Festnahme der Verdächtigen. Die Behörde beobachtet vorläufig noch über die Personen Stillschweigen.

Die eigene Tochter erwürgt. Aus Seysel, Hochsavoyen, wird gemeldet: Die Frau des Gemeinderates Petrod stürzte sich in einem Anfall nervöser Erregung nach einem Wortwechsel auf ihre vierzehnjährige Tochter und erwürgte sie. Darauf versuchte sie sich zu erhängen, sie wurde aber von Nachbarn daran verhindert und der Polizei übergeben.

Die Beulenpest. In der Umgebung von Tokio haben sich 500 Erkrankungen an Beulenpest ereignet.

Ueber eine Million Franks unterschlagen. Die Pariser Polizei verhaftete den Geschäftsführer Nikolas Ziwelechi aus Triest, der beschuldigt wird, über eine Million Franks bei der Filiale einer großen Bank Smyrnas unterschlagen zu haben.

Ein Kind begraben. In Gorgast vergrub die Arbeiterin Mistela ihr neugeborenes Kind lebend in einem Feld, so daß es erstickte. Die Mörderin wurde verhaftet.

Sechs Missionare von Wilden aufgefressen. Aus Sidney wird gemeldet, daß sechs eingeborene christliche Missionare auf den Neuen Hebriden von den Wilden getötet und aufgefressen wurden. Neun Missionare waren im März nach der Insel Maleeula gegangen, nur drei konnten den Nachstellungen der Eingeborenen entgehen.

Fliegerlos. Der Militärflieger Oberleutnant Shigematsu in Tokio ist mit einem Doppeldecker aus 500 Meter Höhe abgestürzt und ums Leben gekommen. Das Flugzeug fing Feuer und der Leichnam des Fliegers verbrannte.

Ein Zyklon, der Port Amelia zerstörte, vernichtete sämtliche Seezeichen. Weiße sind nicht umgekommen.

Allerlei Wissenswertes.

Schauspielerstückchen. Von dem ehemals bekannten Schauspieler Reitzenberg (igentlich von Reitzenstein) werden die nachfolgenden Anekdoten berichtet: Reitzenberg wanderte mit dem Schauspieler Glasbrenner längere Zeit auf Dörfern umher und spielte den Bauern Komödie vor. Einst kamen sie in ein großes Dorf und kündigten mit riesigen Buchstaben an: „Heute wird in der und der Scheune eine schöne Vorstellung gegeben, betitelt: „Christus und Petrus auf der Flucht!" Die Scheune wurde hergerichtet, mit einer Gardine von Betrüchern versehen, die wenigen Musikanten acquiriert, und das Schauspiel nahm unter großem Zulauf seinen Anfang. Nachdem die ohrenzerreißende Ouverture zu Ende war, ging der Vorhang auseinander, und bald erfüllte die ganze Bühne und die ganze Scheune eine Weihrauchwolke, während die Musik immer fortspielte. Da erschien auf einmal Reitzenstein alsChristus, in ein weißes Tuch gehüllt, und schritt mit majestätischem Anstand über die Bretter. Als er beinahe die andere Seite erreicht hatte, dreht er sich um, winkte einige Male und sprach mit feierlicher Stimme: „Petrus, folge mir!" und ging ab; hinter ihm erschien nun Glasbrenner als Petrus, gleichfalls mit einer Leinwand bekleidet, die Geldkasse unter dem Arm, und folgte Christus eiligen Schrittes nach. Die Scheune führte auf das offene Feld hinaus, welche günstige Gelegenheit sie zum Verschwinden benützten. Die Musiker spielten noch immer drauf los und die Bauern warteten vergebens der Dinge, die da kommen sollten. Es kam aber nichts mehr. — Eines Tages, als er in Pilsen den Karl Moor spielte, sagt er in der Garderobe: „Heute rufe ich mich selbst heraus!" Als er nun zu den letzten Worten: „Dem Mann kann geholfen werden", gekommen war, warf er schnell seinen bereit gehaltenen Straßenmantel um, schlüpfte unbemerkt ins Orchester und fing zu rufen an: „Reitzenberg heraus!" Die Galerie stimmte bald ein und dann auch das Parterre. Kaum erfolgte der Herausruf, so stand Reitzenberg schon wieder auf der Bühne, verbeugte sich und hielt folgende Dankesworte ans Publikum: „Der hoffnungsvollen Jugend von Pilsen meinen innigsten Dank!" Da erhoben sich Stimmen im Parterre, welche riefen: „Auch Männer haben gerufen!" — „Ach", erwiderte Reitzenberg, „gehorsamer Diener, auch diesen meinen Dank!" Endloser Jubel folgte dem Nachspiel.

Volksfürsorge.

Gewerkschaftlich-genossenschaftliche Versicherungs-Aktien-Gesellschaft.

Bureau: Johannisstr. 48, pt.

Geöffnet: Wochentags abends von 7½—9 Uhr.

Nähere Auskunft über die Volksfürsorge wird im Bureau erteilt. Ferner werden Anträge zur Aufnahme in dieselbe im Bureau und von den Hilfskassierern der Gewerkschaften entgegengenommen.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling.
Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer & Co.
Sämtlich in Lübeck.

Drucksachen jeder Art für Beamte, Handwerker und Gewerbetreibende werden sauber und pünktlich ausgeführt in der Buchdruckerei des „Lübecker Volksbote"